

Über dieses Buch:

Ein Jahr ist vergangen, seit Jonathan und Julia in der Traumwelt waren, als sich neuerlich ein Weg dorthin öffnet. Doch die Zeit vergeht dort schneller, und viel hat sich in den 30 Jahren seit ihrem letzten Besuch ereignet. Es herrscht Zwietracht zwischen den Völkern, und die einst stolze Festung Mitnacht ist nur mehr eine Ruine. Der Sohn von Lukas und seiner Gemahlin Ina hat sich auf die gefährvolle Suche nach seiner immer noch verschollenen Tante Tamaya gemacht und ist nun selbst verschwunden. Der feindlich gesinnte Fürst der Honnahs aber will alles daransetzen, dass der Thronfolger niemals zurückkehrt. Jonathan erkennt, dass es dieses Mal *er* ist, der eine Aufgabe zu bewältigen hat, bevor sie wieder in ihre Welt zurückkehren können. Gemeinsam mit Julia und der Wegführerin Gílmira macht er sich auf eine abenteuerliche Reise, die sie bis ans Ende der Zeit und in jene Welten führt, von denen die Bewohner der Traumwelt träumen: in einen Traum innerhalb eines Traumes ...

Johanna Stöckl, geboren 1967, betrachtet sich selbst als ›Führerin durch reale und imaginäre Welten‹. Im renommierten Bergverlag Rother (www.rother.de) veröffentlichte sie bereits zahlreiche Wanderbücher über Gebiete in Österreich, Ungarn, Kroatien, Italien und Montenegro. Schon seit ihrem vierzehnten Lebensjahr schreibt sie phantastische Geschichten, zu denen sie sich auch von den durchwanderten Landschaften inspirieren lässt. Informationen zu diesem und weiteren erschienenen Büchern finden sich auf der Webseite der Autorin unter www.johannastoeckl.at

JOHANNA STÖCKL
BLAUSILBERMOND 2

**DIE REISE
ANS ENDE
DER ZEIT**

≈ ROMAN ≈



BLAUSILBERMOND

1. *Der Traum von den Träumen*
2. *Die Reise ans Ende der Zeit*

Da diese Geschichte – zumindest der Teil davon, der in der realen Welt handelt – in Österreich Anfang der 1980er-Jahre spielt, verwende ich in diesem Buch ganz bewusst österreichisches Deutsch (›Bub‹ oder ›Bursche‹ statt ›Junge‹, ›Sessel‹ statt ›Stuhl‹, ›gesessen sein‹ statt ›gesessen haben‹ u.s.w.).

Ausdrücke, die anderswo möglicherweise nicht bekannt oder unverständlich sind, werden in Fußnoten erklärt.

Sämtliche Schauplätze in der realen Welt wurden lediglich absichtlich in ihrer Lage zueinander verändert und teilweise umbenannt, existieren aber wirklich. Bei den Schauplätzen in der Traumwelt bin ich mir nicht ganz sicher.

weitere Bücher der Autorin unter
www.johannastoeckl.at

© 1987-2017 Johanna Stöckl

Grafik, Satz und Layout: Johanna Stöckl

Gesetzt in Palatino Linotype

Umschlaggestaltung: Martin Stöckl

Karte auf Seite 6 von der Autorin © 1985

Lektorat: Romy Pexa und Susanne Widdek

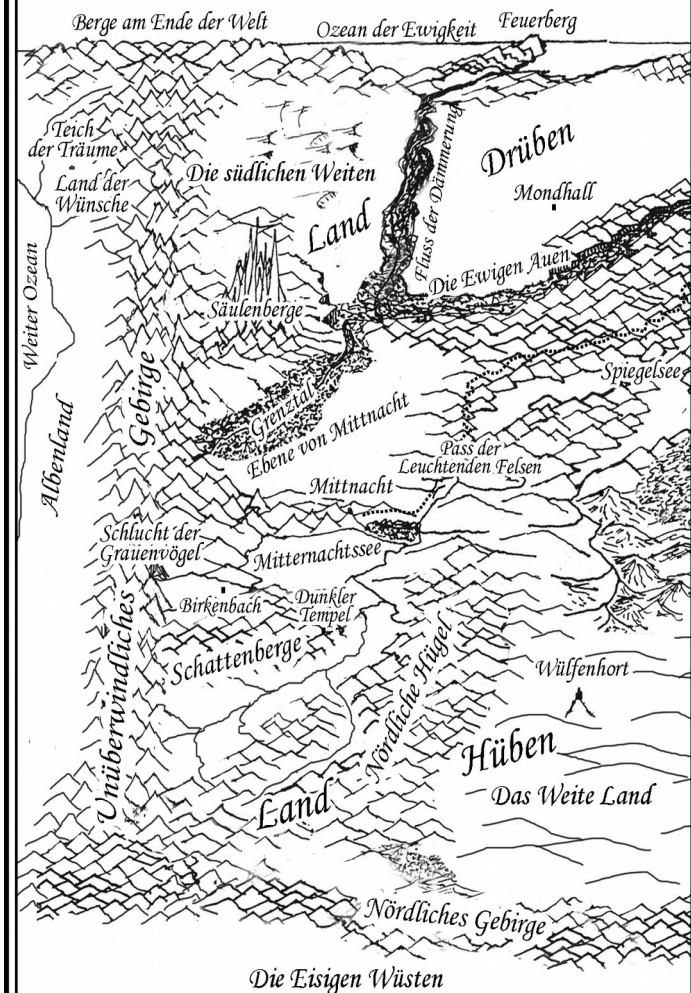
Herausgeberin: Johanna Stöckl, 1100 Wien, Erlachg. 14/34

ISBN: 978-1-98074006-3

INHALT

<i>Karte der Welt</i>	6
Prolog	7
I. Das Ende der Kindheit	9
II. Die Rückkehr nach Mitternacht	25
III. Am Hof von Wölfenhort	45
IV. Jonathans Schwur	65
V. König Steppans Plan	83
VI. Die Suche beginnt	91
VII. Das Unüberwindliche Gebirge	107
VIII. Der Ritt durch das Dunkel	125
IX. Bei den Alben	141
X. Durch das Land der Sehnsüchte	159
XI. Der Teich der Träume	175
XII. Das Schloss am Ende der Zeit	189
XIII. Am Weg ins Land Drüben	199
XIV. Gestern, heute, morgen	209
XV. In Mondhall	221
XVI. (K)ein Tag wie jeder andere	235
XVII. Der Turm am Ende der Welt	247
XVIII. Ein waghalsiger Plan	259
XIX. Prinz Julian	271
XX. Wiedersehen in Wölfenhort	281
XXI. Rivalinnen	301
XXII. Im Schwarzen Tempel	313
XXIII. Die Königin von Mitternacht	331
XXIV. In den Säulenbergen	343
XXV. Ein schwerer Abschied	361
XXVI. Zurück in der Wirklichkeit	369
Nachsatz	383

Die Welt





PROLOG

Unter aufmunternden Rufen, Fahنشwingen und Jubel des Volkes zog der junge Prinz des *Weiten Landes* mit seinen fünf treuen Begleitern durch das Burgtor hinaus und über die Straße hinab zum Fuß des Bergkegels. Sie ritten auf fünf Pferden und einem Esel; einen zweiten Esel hatten sie noch zusätzlich für ihr Gepäck mitgenommen.

Als man die kleine Gruppe schon lange nicht mehr vom Tor aus erspähen konnte, sahen ihnen Großherzog Lukas und seine Frau Ina noch immer von der höchsten Spitze der Festung Wölfenhort aus mit ernsten Blicken nach.

Lukas legte den Arm liebevoll um die Schulter seiner Gemahlin und sagte: »Ich wünschte, unsere Freunde aus der Welt der Träumenden wären hier.«

Ina schüttelte traurig den Kopf und sah ihm nachdenklich in die Augen. »Ich glaub nicht, dass sie sich überhaupt noch an uns erinnern. Für sie war das alles ja doch nur ein Traum. Wahrscheinlich haben sie mittlerweile ganz andere Sorgen und denken gar nimmer an unsere Welt.«

»Ja, ich fürchte, du hast recht«, stimmte Lukas zu.

Dann stand das Herzogspaar im Licht der rotgoldenen Sonne schweigend hinter den Zinnen der Burg, bis die kleine Gruppe mit ihrem einzigen Sohn und seinen Begleitern am Horizont verschwunden war.

»Take this kiss upon the brow!
And, in parting from you now,
Thus much let me avow –
You are not wrong who deem
That my days have been a dream;
Yet if hope has flown away
In a night, or in a day,
In a vision or in none,
Is it therefore the less gone?
All that we see or seem
Is but a dream within a dream.«

Edgar Allan Poe: A Dream Within a Dream



DAS ENDE DER KINDHEIT

Julia Steiger stand mit hängenden Schultern am Straßenrand und beobachtete wortlos, wie ihr Vater den bis obenhin mit Möbeln und Hausrat beladenen VW-Bus wendete. Das Licht der untergehenden Sonne spiegelte sich in der geteilten Windschutzscheibe des alten Bullis und blendete das Mädchen.

Der Vater schob das Seitenfenster nach hinten und beugte sich heraus. »Na dann, bis Dienstag früh«, rief er, »und macht keine Dummheiten. Ich hole euch um viertel sieben¹ ab. Um die Zeit ist eh kein Verkehr, und in einer Dreiviertelstunde sind wir leicht am Westbahnhof!«

Julias Mutter grüßte vom Beifahrersitz herüber, während der Vater aufs Gas trat. Die Hinterräder drehten einige Male durch, bis sie auf dem losen Schotter griffen. Dann fuhr der Wagen tuckernd auf der von den Raupenkettenschwerer Baufahrzeuge zerfurchten Straße in Richtung des Dorfes davon.

Julia winkte hinterher. Erst, als die kleinen, ovalen Rücklichter des Busses schon zwischen den Häusern verschwunden waren, wandte sie sich zu ihrem Brieffreund Jonathan Eibner um, der schweigend hinter ihr stand, und sagte: »Jetzt haben wir nur noch zwei Nächte.«

Jonathan nickte stumm.

¹ Viertel nach sechs

Mehr als ein Jahr war vergangen, seit der inzwischen Sechzehnjährige seine eineinhalb Jahre jüngere Brieffreundin zum ersten Mal besucht hatte und seit sie gemeinsam in Julias Traumwelt gelangt waren¹.

Im heurigen Jahr war Jonathan nicht wie damals gleich zu Beginn der Ferien, sondern erst Anfang August auf Besuch zu Julia nach Österreich gefahren, weil er drei Wochen mit seinen Eltern auf einer Amerika-Rundreise mit einem Wohnmobil verbracht hatte.

Sein Blick schweifte hinüber zur anderen Straßenseite, wo ein an der Basis gut dreißig Meter breiter, sechs Meter hoher, rechtwinklig zur alten Austraße verlaufender Damm begann. Ein Stück hinter dem Haus, jenseits des Waidener Baches, verlief ein anderer Damm in genauer gedachter Verlängerung des ersten.

Hier, wo sie standen – wo sich heute noch das Haus befand, in dem Julia aufgewachsen war –, würden schon in zwei Jahren die Autos auf der neuen vierspurigen Schnellstraße an der Kleinstadt *Waiden an der Donau* vorbeifahren.

Im vergangenen Winter, kurz nach Ende der Weihnachtsferien, hatte Julias Vater eines Nachmittags einen hellblauen Umschlag auf den Küchentisch ihrer Wohnung in der Stadt gelegt.

Julia kannte diese Art Briefe: Die Buchstaben ›RSA²‹ auf dem Kuvert verhießen selten etwas Gutes. Meist handelte es sich um Vorladungen von Behörden, Bescheide oder Gerichtsbeschlüsse. Auch diesmal war es nicht anders.

»Die Beschwerde an das Verwaltungsgericht wurde abgelehnt«, sagte Willi Steiger. Seine Frau Hilde wusste offenbar Bescheid.

Julia nicht. Als sie ihren Vater fragend ansah, erklärte er seufzend: »Ich habe alles versucht, aber gegen die Entscheidung des Landeshauptmanns kommen wir nicht an.

¹ Siehe »Der Traum von den Träumen«

² Einschreibbrief im österreichischen Postwesen, der nur eigenhändig an den Empfänger zugestellt werden darf

Der Rechtsanwalt hat von Anfang an gemeint, dass wir da wenig Chancen haben. Das öffentliche Interesse wiegt schwerer. Die B303 an unserem Haus in Waiden *vorbei* zu bauen, würde die Baukosten um fünfzig Millionen Schilling erhöhen. Und selbst dann«, er seufzte tief, »weiß ich nicht, ob ich in diesem Haus, zehn Meter neben der Schnellstraße, noch wohnen wollte, und sei es nur für das Wochenende oder für den Sommer.«

Also stimmte es, was Julia schon lange befürchtet hatte. Der Weiterbau der Autostraße war nur mehr eine Frage der Zeit gewesen, und das alte Haus an der Austraße stand genau dort, wo nach den Berechnungen der Ingenieure die ideale Trasse lag. Die Eltern hatten es schon lange gewusst und ihr nichts davon gesagt.

Julia erinnerte sich noch gut an den kalten Wintertag, damals im Jänner 1981. Sie war in ihr Zimmer gegangen, hatte sich aufs Bett geworfen und geheult, wie sie es seit dem Tod ihres geliebten Großvaters vor sieben Jahren nicht mehr getan hatte.

Verraten und verkauft, so hatte sie sich gefühlt. Auch von ihren Eltern, die ihr die Wahrheit so lange verschwiegen hatten. Nicht nur, dass sie immer sehr an diesem Haus geblieben war: Es war ein Teil ihrer Kindheit.

Nein, mehr noch: Es *war* ihre Kindheit.

Und einmal ganz davon abgesehen zerstörte man immer mehr von der liebenswerten Kleinstadt weit vor den Toren Wiens, die das Mädchen so geliebt hatte.

Zuerst hatte man das Kraftwerk draußen am Fluss errichtet, nun die Schnellstraße. Die kleine Konsum¹-Filiale neben der Kirche hatte man geschlossen, denn jetzt gab es ja an der Kreuzung außerhalb des Ortes, wo die Autobahnabfahrt in die Bundesstraße mündete, einen großen KGM²-Supermarkt, und in einem neu aufgeschlossenen Gewerbegebiet entstand eine Fabrikshalle nach der anderen.

¹ ehemalige österreichische Einzelhandelskette

² zur gleichen Kette gehörende ehemalige Großmärkte

Julia begann immer mehr, diese ›Segnungen‹ der heutigen Zivilisation zu verdammen und sehnte sich wieder wie früher nach einer Welt, in der es das alles nicht gab: keine Autobahnen, keine Kraftwerke, keine moderne Industrie und Technik.

Nun standen also Jonathan und Julia vor dem praktisch leeren Haus der Familie Steiger in Waiden. Schweigend gingen sie hinein und schlossen die vordere Türe wieder ab. Diese war kaum jemals benutzt worden, solange sich Julia erinnern konnte. An jenem Nachmittag hatte man sie nur aufgesperrt, um die letzten verwertbaren Möbel leichter auf die Straße bringen zu können.

Das Innere des Hauses sah traurig aus. Julia machte einen Schritt ins Wohnzimmer und starrte auf die leeren Flecken an der Wand, wo Möbel gestanden oder Bilder gehangen waren. Überall anders waren die Tapeten aus den Sechzigerjahren ausgebleicht, nur dort leuchteten die Farben noch kräftig. Das Zimmer war leer bis auf die alte kaputte Pendeluhr, für die Julias Vater zwar einen Liebhaber gesucht, aber keinen gefunden hatte. Nur in der Ecke, neben der Türe zum Garten, lagen zwei Schlafsäcke, und zwei Unterlagsmatten waren am Boden ausgebreitet.

Bald hieß es, endgültig Abschied nehmen. Am Dienstag der kommenden Woche sollte das Haus niedergerissen werden, um Platz für die Schnellstraße zu schaffen.

Julias Eltern hatten wenigstens – auf ihr Drängen – bis zum allerletzten Moment mit der Räumung gewartet. Nun waren sie abgefahren, weil sie am Montag in die Arbeit mussten. Für Julia begann die Schule jedoch erst in zwei Wochen, und das Mädchen hatte sich in den Kopf gesetzt, bis zuletzt hier im Haus bleiben zu dürfen. Ihr Vater hatte sich sogar extra den Dienstag Vormittag frei genommen, um die beiden in der Früh abzuholen und Jonathan zum Zug zurück nach Deutschland zu bringen.

»Was meinst du?«, fragte Jonathan zögernd. »Wollen wir ein wenig spazieren gehen? Es ist echt deprimierend,

in einem Haus ohne Möbel herumzusitzen, von dem man weiß, dass es bald abgerissen wird.«

»Es hilft nichts«, erwiderte Julia betrübt. »Ich will nicht wegrennen. Ich bleibe bis zum Schluss da. Es ist eh nur mehr ein Tag. Ich wünschte manchmal, die Zeit würde nicht so schnell vergehen. Es ist mein Haus, meine Kindheit – ein Teil von *meinem* Leben.«

Julia ging in die Küche. Strom, Gas und Wasser funktionierten natürlich schon längst nicht mehr. Sie musste einen kleinen Campingkocher verwenden, um Wasser aus einem Kanister für Tee zu wärmen.

Jonathan setzte sich mit einem Buch ins Wohnzimmer, um darin zu schmökern, während Julia zum gefühlten hundertsten Mal einen Rundgang durchs Haus machte und seufzend aus dem Fenster ihres ehemaligen Zimmers hinaus auf den Damm der künftigen Schnellstraße sah.

Als das Wasser kochte, goss sie den Tee auf und füllte ihn in die beiden Tassen, die hier verblieben waren, weil bei einer der Henkel fehlte und bei der anderen ein Stück vom Rand abgesprungen war.

Sämtliche Dinge, die sich jetzt noch im Haus befanden, waren in den Augen von Julias Eltern wertlos und der Müllhalde geweiht. In wenigen Tagen würden die Schaufeln der Bagger und Planiertrappen das alles zermalmen.

Sie trug den Tee ins Wohnzimmer und breitete die Schlafsäcke aus, sodass sie sich daraufsetzen konnten. »Was liest du da?«, wollte sie wissen.

»Sehr interessant«, meinte er knapp und streckte ihr das Taschenbuch entgegen. Julia nahm es und las den Titel: »*Die größten Erfindungen der Menschheit. Band 2: Vom Buchdruck zur Schreibmaschine.* – Aha.«

»Da werden die Sachen so erklärt, dass jeder sie versteht«, behauptete er.

»Sogar ich?«, fragte Julia augenzwinkernd.

»Ja, ich denke, sogar du.« Er lächelte schelmisch. »Okay, ich weiß schon, was du von moderner Technik hältst, aber

um die geht es ohnehin erst im dritten Band – *Vom Automobil zur Mondlandung*.«

»Auf dem Blausilbermond *meiner* Welt ist sicher noch niemand gelandet«, stellte Julia mit energischer Stimme klar und reichte ihm das Buch wieder. »Danke – du hast recht, Technik ist nicht so meins. Da müsst mir schon sehr fad¹ sein, dass ich das lese.«

Er grinste, nippte an seiner Teetasse und meinte dann: »Wie spät es wohl sein mag?«

»Keine Ahnung. Die Uhr steht, seit ich denken kann.« Julia mochte keine Armbanduhren und trug nie welche.

»Meine Uhr ist im Rucksack, und ich bin jetzt zu faul, sie zu suchen«, gab Jonathan zu. Er nahm einen vorsichtigen Schluck vom Tee, dann stand er auf und trat zur alten Pendeluhr. »Schon mal versucht, sie aufzuziehen? Mit *Batterien* läuft die nicht!«

»Ob du's glaubst oder nicht, *so viel* versteh ich gerade noch von Technik. Nein, Papa hat überhaupt nicht probiert, ob sie noch geht. Er hat sie nie ausstehen können.«

»Warum hat er sie dann nicht längst weggeworfen?«

»Das hat er nicht wollen. Sie war ein Geschenk von seinem ehemaligen Schulkollegen, dem Herrn Kratochwil. Den kennst du eh, das ist der Wirt vom Augasthof. Außerdem ... – als die anderen Möbel noch dagestanden sind, hat sie vom Stil her ja recht gut reingepasst.«

Jonathan öffnete den Unterteil der Uhr, nahm den darin verwahrten kleinen Schlüssel und zog das Werk auf.

»Na dann sehen wir mal, ob ein Techniker das Teil zum Laufen bringt.«

Er gab dem Pendel einen Schubs, und zu seiner Überraschung begann die Uhr tatsächlich laut hörbar zu ticken. »Na bitte, wer sagt's denn ...«, freute er sich, um sich gleich darauf enttäuscht zu korrigieren: »Nein, schade! Ich denke, die ist wirklich im Eimer.«

»Wieso?«

¹ langweilig

Jonathan wies auf das Zifferblatt. »Sie läuft viel zu schnell! Guck mal, alle zwei Sekunden oder so springt der große Zeiger um eine Minute weiter!«

Julia schaute überhaupt nicht hin. »Vielleicht will die arme Uhr nur die vielen Jahre Zeit aufholen, die sie stillgestanden ist«, mutmaßte sie. Sie zog die Beine an, verschränkte die Arme um ihre Knie und blickte nachdenklich in die Ferne, während sie eine Haarsträhne zwischen den Fingern zwirbelte. Für einen Moment musste sie an den *Turm der Zeit* denken, den sie gegen Ende ihres Abenteuers in der Traumwelt aufgesucht hatte.

Da waren sie wieder, die alten Erinnerungen.

Jonathan sah sie fragend an, dann meinte er: »Es waren schöne Ferien hier bei dir, heuer –«

»Aber?«

»Was aber?«

»Weil du noch was sagen wolltest.«

»Nein, eigentlich nicht. Na ja ... eigentlich schon. Ich musste nur wieder daran denken, an letztes Jahr, und an alles ... an ... unseren Traum!«

»Es war kein Traum, es war Wirklichkeit«, entgegnete Julia nachdrücklich. Während sie damals in der Traumwelt gewesen war, hatte sie gemeint, sie würde ihr Abenteuer nie vergessen können, solange sie lebte. Nach der Rückkehr in die Wirklichkeit waren die Erinnerungen an das Erlebte immer mehr verblasst, immer mehr in den Hintergrund getreten, bis sie sich nicht mehr sicher gewesen war, ob sie das Ganze nicht bloß geträumt hatte.

Doch seit der Nachricht, dass das Haus ihrer Kindheit dem Straßenbau zum Opfer fallen würde, hatte sich das alles geändert. Julia glaubte wieder fest daran – *wollte* unbedingt daran glauben! –, dass ihre Traumwelt, die Welt mit der rotgoldenen Sonne, mit dem riesigen blausilbernen Mond und mit der strahlenden Festung Mitternacht – in der sie in Wahrheit die Königin war und immer bleiben würde, solange sie lebte –, wirklich existierte.

»Meinst du?«, fragte er skeptisch.

Für ihn, wusste Julia, hatte es schon wenige Tage nach der Rückkehr keinen Zweifel gegeben, dass alles nur ein seltsamer Traum gewesen war. Sie hatte nie verstanden, wieso er, der sonst alles hinterfragte, nie nach einer Erklärung dafür gesucht hatte, wieso sie beide anscheinend gleichzeitig von derselben Welt geträumt haben sollten.

Auch in den Briefen, die sie einander geschrieben hatten, waren sie nie auf diese Erlebnisse eingegangen. Abgesehen von ganz wenigen Andeutungen und Anspielungen, die einem Außenstehenden, der heimlich ihren Schriftverkehr gelesen hätte, gar nicht aufgefallen wären.

Er setzte sich wieder zu ihr und nahm einen Schluck von dem inzwischen trinkwarmen Tee.

Eine Träne schimmerte in Julias Auge. »Vielleicht hast du recht, und wir haben uns alles nur eingebildet. Ich fürchte nur, dass wir es nie erfahren werden, denn ich kann mir bei bestem Willen nicht vorstellen, dass wir jemals wieder dorthin zurückkommen werden.«

»Wir werden älter«, stellte er nüchtern fest und zuckte die Achseln. »Vielleicht ist es das. Wir sind schon lange keine Kinder mehr. Du wirst in einem Monat fünfzehn und siehst auch wirklich nicht mehr wie ein Kind aus.«

»Was soll das?«, ärgerte sich Julia. »Glaubst du, es hat damit irgendwas zu tun? Ich kenn Leute – Tante Sissy zum Beispiel –, die ihr Leben lang nicht richtig erwachsen geworden sind. Und außerdem hat Erwachsensein nichts mit Fantasielosigkeit zu tun.«

»Aber man hat so viel anderes zu tun«, gab er zu Bedenken. »Schule, Abitur, auf die Uni gehen, dann Beruf. Heiraten, Familie gründen, ein Haus bauen, Kinder großziehen – wo findet sich da noch Platz für Träume von anderen Welten?«

Julia sah ihn fast ein wenig mitleidig an und seufzte. »Unsere Welt wäre besser, wenn die Leute nicht zu träumen verlernen würden.«

»Doch sie tun es. Es gibt vieles, was unsere Welt besser machen würde, aber diese Dinge sind und bleiben Utopie. Keine Kriege, keine Atombomben, Essen für alle ...«

»Und warum, zum Teufel, sollte man nicht trotzdem davon träumen dürfen?«

»Weil es nichts bringt.«

»Du bist ein unverbesserlicher Realist.« Das hatte sie ihm schon oft an den Kopf geworfen.

»Ja, und? Dafür bist du eine hoffnungslose Träumerin.« Das war seine übliche Antwort darauf.

Allmählich wurde es draußen dunkel. Sie unterhielten sich noch lange über Träume, über Utopien, und warum die Welt so war, wie sie eben war. Und irgendwie waren sie gegen Ende ihres Gespräches beide müde, frustriert und davon überzeugt, dass der einzelne Mensch Visionen und Ideale haben konnte, so viel er nur wollte, aber die Welt würde er trotzdem nicht ändern können.

Es war schon gegen zehn Uhr abends, als sie die Kerzen löschten und in ihre Schlafsäcke krochen. Schon nach wenigen Minuten waren sie eingeschlafen.



Viel Zeit war noch nicht vergangen, als Julia plötzlich geweckt wurde: »He, Julia, wach auf!«

Sie schreckte hoch und sah Jonathan, der sich über sie beugte. Trotz des schwachen Mondlichtes, das durchs Fenster hereinfiel, erkannte sie, dass er sehr aufgeregt war.

»Was ... was ist denn passiert?«, fragte sie erschrocken.

»Die ... die ... die Zeit!«, stotterte er.

»Was?«

»Die Zeit steht still!«

Julia setzte sich auf. »Du spinnst«, sagte sie kopfschüttelnd. »Du hast geträumt. Lass mich weiterschlafen!«

Jonathan hielt ihr seine Armbanduhr – eine nagelneue Digitaluhr, die er zum Geburtstag bekommen hatte – vor

die Nase und drückte auf einen der beiden Knöpfe, sodass die LED-Ziffern im Dunkeln rot aufleuchteten. Und tatsächlich: Die Sekundenzahl veränderte sich nicht. Es war 23:59:15. Er drückte den anderen Knopf. Die Anzeige wechselte auf *SU 16* – Wochentag und Datum – und erlosch dann. Jonathan drückte nochmals den ersten Knopf, und wieder war es 23:59:15.

»Die Uhr ist stehengeblieben, Meistertechniker!«

»Eine Digitaluhr?«, widersprach Jonathan ihr heftig. »Meinst du das ernst? Wenn die Batterie leer wäre, würde sie gar nicht mehr leuchten, aber nicht stehenbleiben!«

»Dann ist deine tolle, supermoderne Uhr kaputt«, vermutete Julia abfällig. »Die Zeit *kann* nicht stillstehen.« Eigentlich wusste sie es besser. »Außerdem hörst du ja die Pendeluhr ticken, oder?«

Jonathan stand auf und lief auf Zehenspitzen über den kalten Holzfußboden zur Uhr hinüber. »Sie ... sie läuft richtig!« Seine Stimme bebte.

»Na siehst du!«, murmelte Julia zufrieden und wollte sich schon wieder umdrehen und in den Schlafsack kriechen, da rief Jonathan: »Verdammt, verstehst du nicht? Die Pendeluhr läuft *richtig*, nicht *zu schnell*!«

Er sah nochmals auf seine Uhr. Es war etwa eine Minute verstrichen, und sie zeigte jetzt 23:59:17. Er erbleichte und korrigierte sich: »Die Zeit steht nicht still, sie vergeht langsamer! Achtundzwanzigmal zu langsam!«

Das war natürlich Spekulation – es hätte auch dreißigmal zu langsam sein können. Doch es hatte einen Grund, warum Jonathan genau auf die Zahl achtundzwanzig kam. Einen Grund, den Julia sehr genau kannte.

»Was?« Sie zog widerwillig ihre Beine aus dem Schlafsack und trat neben Jonathan vor die Standuhr, auf der es zwanzig vor zwölf war. Die Kälte des Holzfußbodens kroch in ihr hoch, und sie fröstelte. Ihr Brieffreund hatte recht. Die Pendeluhr, die vorher viel zu schnell gelaufen war, ging richtig und die Armbanduhr dafür zu langsam.

Für einen Moment sahen sie einander wortlos an. Dann sagte Jonathan: »Das kann doch nur eines bedeuten: Wir waren damals fast einen Monat in deiner Traumwelt, und in der Wirklichkeit ist nur ein einziger Tag vergangen. Wenn die Zeit jetzt langsamer vergeht, und zwar genauso langsam wie *dort*, dann heißt das, dass –«

»Oh Gott, ich hätte heute Abend nicht solchen Blödsinn reden sollen!«, unterbrach ihn Julia.

»Was meinst du?«

»Ich hab gesagt, ich wünschte, die Zeit hier in diesem Haus würde nicht so schnell vergehen.«

»Ich glaube nicht, dass *das* daran schuld ist. Aber der Wunsch scheint irgendwie auf eine komische Art in Erfüllung gegangen zu sein! Vielleicht liegt es auch nur daran, dass wir die Uhr aufgezogen haben. Nachdem sie sich nicht an unsere Zeit anpassen konnte, musste sie vielleicht *uns* an ihre Zeit anpassen!«

Julia versuchte verzweifelt, einen klaren Kopf zu bewahren und rieb sich die Augen. Ganz sicher war sie sich nicht mehr, ob sie wirklich wach war.

Jonathan entzündete eine Kerze und kramte einen Stift und ein Stück Papier aus seinem Rucksack.

»Was können wir denn jetzt machen? Die Zeit ist zwar vielleicht die von meiner Traumwelt, aber wir sind noch immer in unserem Haus!«, überlegte Julia.

»43 Sekunden mal 28 sind 1204 – also ziemlich genau zwanzig Minuten!«, rechnete er vor. »Das heißt, Punkt Mitternacht werden meine Armbanduhr und die alte Pendeluhr für einen Moment genau die gleiche Zeit anzeigen!«

Julia staunte. Sie wunderte sich nicht nur darüber, wie er das so schnell ausgerechnet hatte – in Mathematik war sie nämlich eine absolute Null –, sondern auch darüber, wie er überhaupt auf die Idee gekommen war, nach diesem Zeitpunkt zu suchen. »Meinst du, das ist der Moment, wo wir ... wo wir rübergehen könnten – wenn wir wollten?«, fragte sie zögernd.

»Na ja«, meinte Jonathan. »Wann, wenn nicht dann? Zufall kann das ja wohl keiner sein. Vielleicht ruft man uns. Es könnte doch sein, dass wir gebraucht werden!«

»Du meinst, dass drüben irgendwas passiert ist? Aber warum schickt man uns nicht wieder einen Boten, so wie damals den Lukas?«

»Was weiß ich? Wer weiß, was sich dort verändert hat. Es müssen dreißig Jahre vergangen sein. Funktionieren die Tore, die du erfunden hast, überhaupt noch?«

Julia starrte ins Leere und wickelte versonnen eine Haarsträhne um ihren Zeigefinger. »Keine Ahnung. Vielleicht hat man gemeint, sie wären zu gefährlich und sie irgendwie zerstört«, mutmaßte sie. »Ich habe ja auch nie wieder etwas darüber geschrieben. Du könntest recht haben: Es muss einen Grund geben. Nur, wie sollen wir diesmal in die Welt des Blausilbernen Mondes gelangen? Wir müssen doch nicht wieder im Spiegelsee ertrinken?«

»Nein, wir würden es auch nicht mehr bis Mitternacht dorthin schaffen«, überlegte er. »Vielleicht ist ja die Uhr die Lösung des Rätsels? Ich habe einmal eine Geschichte gelesen, in der jemand durch eine Uhr hindurchgegangen ist.«

Er öffnete den Uhrkasten und blickte hinein. »Nichts«, sagte er, merklich enttäuscht. »Die Rückwand ist stabil, man kann nicht hindurch.«

»Wenn man da wirklich durchgehen könnte, würde man direkt in der Küche rauskommen«, stellte Julia mit für sie ungewöhnlich nüchterner Stimme fest.

»Oder auch nicht. Lass uns alles durchsuchen. Vielleicht finden wir was. Ich bin mir sicher, dass das Haus diesmal eine Rolle spielt. Es muss eine Art Portal geben!«

Julia sah ihn verblüfft an und wusste nicht recht, wie er darauf kam. »Wo denn? Es ist alles leer! Man kann durch keinen Wandschrank oder durch einen Spiegel gehen, wenn keiner mehr da ist!«

Julia war schon immer von Geschichten fasziniert gewesen, in denen die Protagonisten in fantastische Welten

gelangten – wenngleich sie noch vor etwas mehr als einem Jahr niemals gedacht hätte, dass ihr selbst einmal so etwas passieren würde.

Jonathan konnte nicht wissen, worauf sie mit dem Wandschrank anspielte, denn er hatte die *Narnia*-Bücher von C. S. Lewis nicht gelesen. Doch seine Antwort verriet, dass ihm zumindest beim Spiegel klar war, dass sich Julia auf *Alice hinter den Spiegeln* von Lewis Carroll bezog:

»Ja, und Kaninchenbau gibt es auch keinen im Garten. Aber im Ernst: Lass uns nochmal das Haus durchsuchen!« Jonathan nahm die Kerze und tappte damit – immer noch im Pyjama – in Richtung der Küche.

Julia glaubte nicht an seine Theorie. Trotzdem entzündete sie ihr Windlicht und beteiligte sich an der Suche. Sie musste dabei daran denken, dass Jonathan, der unverbesserliche Realist, noch vor wenigen Stunden gar nicht mehr an die Existenz ihrer Traumwelt geglaubt hatte.

Irgendwie waren in dieser Sache ihre üblichen Rollen vertauscht: *Er* war fest davon überzeugt, dass sie einen Weg in die Traumwelt finden würden, und *sie*, die hoffnungslose Träumerin, zweifelte.

Es war zehn vor zwölf, als sie einander im Vorzimmer wiedertrafen. Julia hatte im ersten Stock und am Dachboden gesucht, Jonathan im Erdgeschoß sowie im Garten.

»Nichts«, sagte er enttäuscht. »Du hattest wohl leider recht. Es sei denn, wir suchen auch noch den Keller ab.«

»Keller?«, fragte Julia ungläubig und sah ihn mit großen Augen an. Das Haus stand mitten auf einem feuchten Wiesenstreifen, und fünf Meter dahinter floss der Bach. Die Wände waren immer feucht gewesen, und schon in weniger als zwei Metern Tiefe stieß man auf Grundwasser. Wie sollte es da einen Keller geben?

»Ja, den Keller!«

»Dieses Haus *hat keinen* Keller!«, erklärte sie.

»Ach, nein?« Er machte einige schnelle Schritte in die Küche hinein und öffnete triumphierend eine Türe, die an

der Rückseite der nach oben führenden Stiege lag. »Was ist dann *das*?«

»Ein Abstellraum!«

»Ein Abstellraum?«

Julia trat neben ihn und starrte in die Türöffnung hinein. Die Kerzen flackerten heftig im Luftzug, denn tatsächlich führte hier eine steile Stiege nach unten.

»Ich schwör dir, das war immer nur ein winziger Vorratsraum, in dem früher die Marmeladengläser, die selbstgemachten Kompotte von Tante Sissy und die Konservendosen gestanden sind«, flüsterte Julia.

Das war ihr zutiefst unheimlich. Sie kannte das Haus seit ihrer frühesten Kindheit und hatte bis zu ihrem zehnten Lebensjahr ständig darin gewohnt. Sie wusste absolut sicher, dass die Stiege zuvor nicht dagewesen war. Hunderte Male hatte sie etwas aus dem Vorratsraum geholt, wenn sie ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte.

Ja, die morschen Bretter des Holzbodens hatten immer seltsam geknarrt, aber sie hätte nie gedacht, dass sich darunter ein Geheimgang befinden würde.

»Dann haben wir wohl unseren Kaninchenbau gefunden!«, meinte Jonathan. Er blickte auf die Armbanduhr. »Komm, *Alice! Keine Zeit, keine Zeit!* Noch elf Sekunden!«

Einen winzigen Moment lang versuchte Julia, sich Jonathan als weißes Kaninchen mit einer großen Taschenuhr vorzustellen, dann schüttelte sie den verstörenden Gedanken ab und fragte: »Wie viel ist das in unserer Welt?«

»Na ja, etwa fünf Minuten.«

»Willst du ... willst du denn wirklich gehen?« Immer noch zögerte Julia.

Jonathan machte ein entschlossenes Gesicht. »Ich muss herausfinden, was es mit all dem auf sich hat. Als wir das letzte Mal dort waren, sind so viele Fragen offen geblieben. Ich gehe! Was ist, kommst du mit?«

»Ob ich mitkomme?«, entrüstete sie sich. »Logo! Was glaubst du denn? Es ist schließlich *meine* Welt!«

»Ich glaube, inzwischen ist es nicht mehr *deine*, sondern *unsere* Welt!«

»Dann sollten wir unsere Sachen packen. Wer weiß, ob wir sie nicht brauchen!«

Sie liefen zurück ins Wohnzimmer und zogen sich um. Jonathan schlüpfte in seine Jeans, sein Hemd und die Turnschuhe. Als Gepäck nahm er den Rucksack mit allem, was er für die beiden Tage im alten Haus eingepackt hatte, mit. Außerdem rollte er die Schlafsäcke zusammen, stopfte sie in ihre Hüllen und hängte sich diese über die Schulter.

Julia überlegte, ob sie ihr T-Shirt und den Jeansrock anziehen sollte – der sicher strapazfähiger war –, entschied sich dann aber für ihr olivgrünes knielanges Strickkleid. Wenn sie wirklich in ihre Traumwelt gelangten, wollte sie dort so wenig wie möglich auffallen.

Sie steckte etwas zum Essen aus der Küche und ein paar nützliche Kleinigkeiten aus ihrem Rucksack, wie Kugelschreiber, Papier, Sicherheitsnadeln und eine Rolle Tixoband¹, in ihre Umhängetasche. Auch alle Kerzen, die sie ursprünglich für den zweiten Abend im Haus aufheben hatte wollen, packte sie ein.

Im letzten Moment fiel ihr noch etwas ein, und sie rannte abermals in die Küche. Die drei Tafeln *Bensdorp*-Schokolade – eine blaue, eine grüne und eine rote – mussten unbedingt noch mit.

Als sie an der Pendeluhr vorbeiging, überlegte sie kurz und nahm dann den kleinen Schlüssel an sich. Sie hängte ihn zu einem Kreuz und einem silbernen Herz an ihre Halskette. Das Kreuz hatte sie zur Erstkommunion von ihrer Taufpatin Tante Sissy bekommen, und das Herz hatte ihr ihre Mutter zum zwölften Geburtstag geschenkt.

Wenn schon die Uhr den Bulldozern der Abbruchfirma zum Opfer fällt, so dachte sie, will ich wenigstens den Schlüssel als Erinnerung behalten. Vielleicht bringt er mir Glück.

¹ In Österreich gebräuchlicher Name für transparentes Klebeband wie Tesafilm in Deutschland

Die Kette steckte sie in ihre Geldbörse, die sie in ihrem Rucksack im Haus zurücklassen wollte. Sie hatte nämlich Angst, sonst in der Traumwelt womöglich den Schmuck zu verlieren, der ihr viel bedeutete.

Als sie mit Jonathan an der Kellertüre wieder zusammentraf, fehlte auf der Pendeluhr nur eine halbe Minute auf Mitternacht. Sie nahmen einander an den Händen und tasteten sich langsam und vorsichtig im Schein von Julias hölzerner Laterne die steile Stiege hinunter.

Jonathans Armbanduhr sprang auf 00:00:00, und im gleichen Moment hörten sie von oben aus dem Wohnzimmer einen einzelnen melodischen Klang: den Stundenschlag der alten Pendeluhr, die so viele Jahre lang stillgestanden war. Julia hatte überhaupt nicht gewusst, dass sie schlagen konnte.

Der Gang führte schnurgerade weiter, immer leicht abschüssig. Er war nicht überall gleich breit, aber nirgends so, dass sie nebeneinander gehen konnten. Julia überließ Jonathan die Führung und trottete gedankenversunken hinter ihm her.

Es roch nach feuchter Erde, und immer wieder standen kleine Wasserlacken am Boden. Tropfen fielen von der Decke. Die Wände bestanden nicht aus Gestein, sondern aus festem Lehm, und von oben hingen an manchen Stellen Wurzeln herab, so als befänden sie sich nur ganz knapp unter der Oberfläche.

»Was mag bloß in der Zwischenzeit in der anderen Welt geschehen sein?«, überlegte Jonathan.

»Ich weiß nicht«, murmelte Julia nachdenklich. »Ich hab schon das letzte Kapitel von meiner Geschichte nie fertiggeschrieben. Da hab ich mir erst recht keine Gedanken über eine Fortsetzung gemacht. Aber ich glaub, wir werden es sehr bald erfahren!«



RÜCKKEHR NACH MITTNACHT

Der Weg erschien ihnen endlos. Jonathan schaute immer wieder auf seine Armbanduhr und wirkte nervös dabei. Anscheinend irritierte es ihn maßlos, dass es fast eine halbe Minute dauerte, bis die Sekundenzahl sich änderte. Seit sie das Haus verlassen hatten, waren laut seiner Uhr kaum drei Minuten vergangen.

Julia war entsetzlich müde, weil sie in dieser Nacht erst weniger als zwei Stunden geschlafen hatte. Doch wenn das wirklich eine Chance war, nochmals in die Traumwelt zu gelangen, konnte sie diese nicht ungenützt verstreichen lassen. Vor allem schien es, als würde es diesmal funktionieren, ohne dass sie dabei – wenn auch nur *fast* – ertrinken mussten. So etwas wie damals noch einmal zu erleben, darauf konnte sie liebend gerne verzichten.

Der Gang schien ziemlich gerade in Richtung der Auwälder zu führen. Julia war verunsichert. Gab es vielleicht eine ganz simple Erklärung? Konnte das einfach ein Geheimgang aus dem Zweiten Weltkrieg sein? Hatte er in Wirklichkeit überhaupt nichts mit ihrer Traumwelt zu tun?

Nein, dachte sie dann. Wie wäre in diesem Fall die Sache mit den Uhren zu erklären?

Endlich, nachdem sie schon drei Stunden unterwegs waren – nach Jonathans Armbanduhr also etwa sieben Minuten –, begann der Stollen allmählich anzusteigen. In

den Lehm der Wände und des Bodens mischten sich immer öfter Steine, und es wurde auch trockener.

»Ich habe das Gefühl, dass wir fast da sind«, sagte Jonathan. »Immerhin geht es schon längere Zeit bergauf. Wir müssten bald wieder an die Oberfläche kommen.«

Julia fragte sich, woher er seine Zuversicht nahm. Sie glaubte nicht, dass für einen Gang, der zwischen zwei völlig verschiedenen Universen verlief, übliche Maßstäbe von Entfernung und Höhe galten. Der Tunnel hätte ebenso gut ständig bergauf oder einfach senkrecht nach unten verlaufen können, vermutete sie.

Mit der Zeit wurde es immer beschwerlicher, voranzukommen. Der Boden bestand nicht mehr aus feuchtem Lehm, sondern aus feinem Schotter, und mit jedem Schritt traten sie eine kleine Lawine von Kieseln und Staub los. Julia ging immer noch hinter Jonathan her, doch bald war ihr, als rutsche sie mit jedem Schritt, den sie vorwärts machte, zwei zurück.

Zugegeben: Ihre griechischen Ledersandalen mit den dünnen Riemchen und der glatten Sohle boten wenig Halt und waren nicht unbedingt das am besten geeignete Schuhwerk für diese Bedingungen.

Der Gang schien sich zu einer natürlichen Höhle zu weiten. Zumindest konnte man Seitenwände und Decke schon bald im schwachen Licht der Kerze nicht mehr sehen. In die kleinen Steinchen am Boden mischten sich immer öfter größere Teile von Schutt, Ziegeln und Geröll.

»Wo sind wir hier bloß?«, fragte Jonathan verwirrt.

»Ich hab nicht die geringste Ahnung«, gestand Julia kopfschüttelnd.

Schließlich waren sie am höchsten Punkt eines Schuttkegels angelangt. Egal, in welche Richtung, es ging überall nur bergab. Es gab keinerlei Hinweis darauf, wohin sie sich nun wenden sollten.

»Ich hoffe, wir verirren uns hier nicht«, sagte Julia und machte einen Schritt zur Seite.

»Gib acht!«, rief Jonathan ihr zu.

Sie bemerkte zu spät, dass der Schutt unter ihr nachgab und ins Rutschen geriet. Noch ehe Jonathan seine Warnung zu Ende gesprochen hatte, stand sie schon zwei Meter unter ihm. Die losen Steine schlitterten auf der entgegengesetzten Seite des Kegels weiter in die Tiefe.

Julia verlor den Halt und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Sie rollte den Abhang hinunter, ließ ihre Laterne fallen, und die Kerze erlosch in einer Wolke aus feinem Staub. Als das Mädchen in einer Mulde am Grund der Höhle zu liegen kam, war es stockdunkel ringsherum. Zunächst hörte Julia noch das Geräusch rutschender und rieselnder Steinchen, dann war es still. Totenstill.

Sie hatte keine Ahnung, wie weit sie abgerutscht war und brauchte ein paar Minuten, bis sie wieder einen klaren Kopf hatte. Mehrmals atmete sie tief durch, rieb sich den Staub aus den Augen und versuchte, sich in der Finsternis zu orientieren. Sie lag mir dem Kopf schräg nach unten; ihr Oberkörper war frei, aber ihre Beine mussten zum Teil von nachrutschenden Steinchen verschüttet worden sein.

Julia strampelte, um sich zu befreien, und zum Glück waren es keine großen Steinbrocken, die auf ihr zu liegen gekommen waren. Langsam drehte sie sich um und setzte sich auf. Ihre Glieder schmerzten; sie schien Dutzende blaue Flecken abbekommen zu haben. Außerdem musste sie sich an einigen Stellen aufgeschürft haben, denn sie fühlte einen brennenden Schmerz an ihren Knien, Unterschenkeln und Ellbogen. Als sie mit der Hand über die schmerzenden Stellen strich, spürte sie eine klebrige Flüssigkeit, bei der es sich nur um Blut handeln konnte.

Die Umhängetasche hatte sie zum Glück nicht verloren. Darin befand sich auch eine Leukoplastrolle, doch erstens war ihr nicht klar, wie sie sich im Stockdunkeln selbst hätte verarzten sollen, und zweitens war sie vom Schutt so staubig, dass das Pflaster auf ihrer Haut nicht gehaftet hätte. Also ließ sie es einstweilen bleiben.

»Jonathan!«, rief sie, zunächst zaghaft.

Niemand antwortete. Sie wiederholte ihr Rufen, diesmal so laut sie konnte. Abermals schien er sie nicht zu hören, und Angst machte sich in ihr breit.

Dunkelheit war nichts, wovor sie eine ausgesprochene Phobie hatte – nichts, was sie in unkontrollierbare, jeden klaren Gedanken verhindernde Panik versetzte, wie es bei ihrer Höhenangst der Fall war. Es war vielmehr ein tiefes Unbehagen, eine Abneigung gegen die Finsternis.

Sie war einfach nicht gern im Dunkeln, und als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, hatte sie nur einschlafen können, wenn im Zimmer eine Lampe gebrannt hatte.

Was sie im Moment viel mehr ängstigte als die Dunkelheit an sich, war die Frage, wie sie einander ohne Licht wiederfinden sollten. Mehr noch: wie sie jemals einen Ausgang aus der Höhle entdecken sollten. Oder den Rückweg.

Noch etwas kam ihr nämlich in diesem Augenblick mit Schrecken zu Bewusstsein: Sie hatten sich die Stelle, an der der Geheimgang in diese Höhle gemündet war, weder eingepägt noch markiert. Sollte dieser geheimnisvolle Tunnel von ihrem alten Haus in Waiden in die Traumwelt für sie beide zu einem Weg ohne Wiederkehr werden?

Ihr lief es kalt über den Rücken. Sie schluckte, atmete tief durch und rief weiter nach Jonathan.

Endlich antwortete er. Seine Stimme kam von irgendwo hoch über ihr, und sie erkannte den schwachen Lichtkegel einer Taschenlampe. Während sie immer wieder nacheinander riefen, kam das Licht näher. Julia erhob sich mühsam und ging ein paar Schritte in seine Richtung.

Endlich trafen sie aufeinander.

»Bist du verletzt?«, fragte Jonathan besorgt.

»Nur paar blaue Flecken, Abschürfungen und Kratzer, aber gebrochen hab ich mir nichts. Warum hast du nicht gesagt, dass du eh eine Taschenlampe hast?«

»Die Batterien sind fast leer, da gibt deine Kerze mehr Licht. Das heißt, falls wir die Laterne wiederfinden. Mit

dem schwachen Licht der Taschenlampe sehen wir nicht einmal mehr den Gang, durch den wir gekommen sind!«

Julia zweifelte sehr daran, dass sie ihn mit der Laterne wiederfinden würden, doch sie wollte nichts sagen. »Wir könnten die Außenwand der Höhle suchen und daran entlanggehen«, schlug sie stattdessen vor.

»Wir haben die Wände die ganze Zeit über nicht mehr gesehen. Ich glaube eher, der Gang mündet in ein Loch im Boden der Höhle. Was ist, wenn es andere Löcher gibt, die mit Schutt angefüllt sind, und wo wir nicht mehr hochkommen, wenn wir hinuntersteigen? Wir haben kein Seil, das wir zum Klettern verwenden könnten!«

»Was willst du sonst tun? Hier sitzen, bis uns jemand rettet? Da können wir lange warten und verhungern vorher. Komm, suchen wir nach irgendwas, was uns weiterhilft. Aber vorsichtig!«

Julia folgte Jonathan, der mit der Taschenlampe vorausging und Meter für Meter den Boden absuchte. Das Licht wurde immer schwächer. Ihnen blieb nicht mehr viel Zeit.

Endlich hatten sie Julias hölzerne Laterne wiedergefunden und entzündeten die Kerze. Damit versuchten sie systematisch, die Höhle zu erforschen.

Es musste sich um eine große Halle handeln, in der sich an mehreren Stellen Schuttkegel auftürmten, die nirgendwo bis an die Decke zu reichen schienen. Am Rand der Höhle konnte man ein Deckengewölbe aus behauenen Steinen ertasten, zwischen dem und dem Schutt immer noch etwas Platz blieb. Sie wagten es nicht, dort hinabzukriechen, aus Angst, nicht mehr zurückzukönnen und von nachrutschenden Steinen begraben zu werden. Auch in der Mitte der Höhle gab es mehrere trichterförmige Schlunde, in die hinabzusteigen sie sich nicht trauten.

Nach über einer Stunde Suche waren sie müde, durstig und verzweifelt. Die kleine Wasserflasche, die Julia eingepackt hatte, war schon nach dem halben Weg durch den endlos langen Stollen leer gewesen.

»Hoffnungslos«, seufzte Jonathan.

»Ich war damals in viel hoffnungsloseren Situationen«, entgegnete Julia, »und hab nicht aufgegeben.« Sie dachte kurz nach, und zögernd sagte sie leise: »Luma?«

»Was?«

»Das Geflügelte Einhorn. Die Große Göttin, die Göttin des Mondes, des Lebens, der Erde, des Himmels – egal, wie du sie nennen willst. Ich hab sie in Gedanken um Hilfe gebeten«, erklärte Julia, auch wenn sie sich dabei etwas dumm vorkam. »Man könnte sagen, ich hab *gebetet*.«

»Ja, Tamaya hat mir viel über die Göttin dieser Welt erzählt. Und einmal habe ich sogar –« Er brach ab.

»Sogar was?«

Es war Jonathan sichtlich noch unangenehmer als Julia, darüber zu sprechen. »Ich habe sie auch einmal um Hilfe gebeten, aber nicht weil ich an sie geglaubt hätte, sondern weil Tamaya in Gefahr war und ich dachte, vielleicht hilft die Göttin ja *ihr*. Ich glaube nicht an irgendeinen Gott.«

»Wahrscheinlich, weil du noch nie eine Gottheit getroffen hast«, vermutete das Mädchen.

»Du vielleicht?«

Julia wandte sich ab, peinlich berührt. »Ich hab niemals darüber gesprochen, weil das für mich ... zu persönlich war. Eine Angelegenheit nur zwischen Luma und mir.«

»Du hast geträumt«, behauptete Jonathan.

»Nein!«, widersprach Julia energisch. »Wenn ich alles andere geträumt hab, aber ich weiß, wo ich gewesen bin und wen ich dort wirklich getroffen hab.«

»Ja, gut, glaub halt, was du willst«, sagte er seufzend.

»Moment«, fiel es Julia auf, »du hast zu einer Gottheit gebetet, von der du nicht glaubst, dass es sie gibt, nur weil Tamaya an sie geglaubt hat? Das ist völlig unlogisch!«

»Nein, ist es nicht. Ich kann ja weder beweisen, dass es diese Göttin *gibt* noch dass es sie *nicht gibt*, und –«

»Ja, das Problem hatten selbst die größten Philosophen der Geschichte«, unterbrach Julia mit süffisantem Lächeln.

» – ja, und da dachte ich mir, falls es sie *doch* gibt, hat sie zwar keinen Grund, *mir* zu helfen, weil ich ja nicht an sie glaube, aber vielleicht würde sie Tamaya helfen.«

So ganz konnte Julia seine Logik trotzdem nicht nachvollziehen. Sie schüttelte den Kopf, dann erwiderte sie trotzig: »Na schön. Dann werd ich jetzt eben für uns beide glauben müssen!« Sie schloss die Augen und dachte wieder an ihre Begegnung in den Bergen am Ende der Welt. In Gedanken rief sie die Göttin um Hilfe.

Doch niemand antwortete ihr. Kein brennender Dornbusch erschien, und keine mächtige Stimme kam aus der Dunkelheit. Auch nicht in ihrem Kopf.

Vielleicht, dachte sie, *ist es eben doch nicht so einfach*. Schließlich hatte sie seit damals auch nicht mehr zu Luma gebetet, sondern die Begegnung eher aus ihrer Erinnerung verdrängt. Denn da gab es etwas: ein Versprechen, an das sie lieber nicht denken wollte.

»Was ist das?«, fragte Jonathan unvermittelt. Ganz in der Nähe hörten sie ein Fiepen wie von einem kleinen Tier.

»Keine Ahnung. Eine Maus oder Ratte oder so. Vielleicht führt sie uns ja von hier raus!«

Julia ging im matten Schein der Lampe vorsichtig in die Richtung, aus der sie die Laute gehört hatte. Jonathan folgte ihr. »Sie kann uns auch nur in ihren Bau führen.«

»Schon möglich. Aber hier gibt es nichts Essbares. Irgendwann muss das Tier nach draußen. Komm mit!«

Sie gingen dem Geräusch nach, das sich mal mehr, mal weniger weit von ihnen wegbewegte. Schließlich führte das Fiepen sie zur Spitze eines Schuttkegels. Hier war es um eine Spur heller als im Rest der Höhle, und sie konnten schemenhafte Umrisse erkennen. So konnten sie auch sehen, worum es sich bei dem Wesen handelte.

Es war ein *Boischar*. Julia kannte diese Tiere vom letzten Aufenthalt in dieser Welt. Sie waren ungefähr so groß wie eine stattliche Katze, von grünlich-brauner Farbe und hatten die Proportionen und den Körperbau einer Ratte.

Die Höhlendecke war an dieser Stelle zum Greifen nahe. Eine dicke Wurzel hing von oben herab.

Das Boischar machte einen Sprung, krallte sich am Holz fest und lief dann weiter hinauf in ein Loch in der Decke hinein, das Jonathan und Julia im schwachen Licht der Laterne niemals von selbst bemerkt hätten.

»Hilf mir rauf, Jonathan!«

Er machte für Julia mit den Händen eine Rüberleiter. Sie stieg hinauf, stemmte sich mit den Armen gegen den brüchigen Rand der Öffnung und gelangte in ein nicht ganz so dunkles Kellergewölbe.

Am oberen Ende eines schrägen Schachtes, der vielleicht einst ein Stiegenaufgang gewesen war, konnte Julia blausilbernes Mondlicht schimmern sehen. Sie streckte ihre Hand nach unten, um Jonathan heraufzuhelfen.

Mit dem letzten Schritt, den er nach oben machte, trat er eine Lawine von Schutt und Steinen los, die den Eingang des Schachtes vollends verschüttete.



Das Licht des riesigen Blausilbermondes blendete die beiden regelrecht, als sie voller Staub und mit zerschundenen Gliedern der Dunkelheit entronnen waren, die sie die letzten Stunden umgeben hatte. Und zugleich zerstreute der Anblick des Mondes ihre letzten Zweifel, ob der unterirdische Gang sie wirklich in die gleiche Welt gebracht hatte, die sie schon einmal besucht hatten. Denn einen Mond wie diesen gab es nur hier.

Er war riesig. Er war immer voll. Er stand zu Mittag hoch im Süden am Himmel, zu Mitternacht knapp über dem Horizont im Norden, doch er ging niemals unter. Und er leuchtete in einer Farbe, die es in der wirklichen Welt nicht gab: in mildem, *warmem* Blausilber.

Obwohl es ein Jahr her war, dass Julia hier gewesen war; obwohl sie in der Zwischenzeit mehrmals gezweifelt

hatte, ob das alles wirklich geschehen war – nun, wo sie wieder in dieser Welt war, erschien ihr alles so vertraut, als wäre dies ihr wahres Zuhause.

Auch die Tatsache, dass die Sonne hier nur alle achtundzwanzig Tage aufging und es somit fast zwei Wochen lang dunkel und dann zwei Wochen hell war, erschien ihr selbstverständlich.

Sie setzten sich ins hohe Gras. Jonathan wandte den Blick zum Himmel und betrachtete die zinnenbekrönten Reste stattlicher Mauern, die sich rings um sie erhoben.

Das Boischar hockte, die Borke von einem Ast nagend, ein Stück abseits von Jonathan und Julia und ließ zwischendurch immer wieder von seiner Mahlzeit ab, um die beiden aufmerksam zu betrachten.

Julia kramte in ihrer Umhängetasche und zog ein Stück Brot heraus. Sie streckte es dem kleinen Nagetier entgegen. Das Boischar verharrte reglos und musterte das Mädchen. Es schien unschlüssig, ob es das Futter annehmen sollte, dann hüpfte es in der entgegengesetzten Richtung davon.

»Schade«, meinte Julia. Sie war sich völlig sicher, dass die Göttin ihnen das Tier zu Hilfe gesandt hatte und dankte Luma im Stillen. »Ich hätt ihm gerne etwas gegeben. Es hat uns das Leben gerettet.« Nachdenklich fügte sie hinzu: »Wenn ich denk, dass ich damals, als ich mit Gyrybone unterwegs war, ein Boischar gegessen hab!«

Sie betrachtete ihre Abschürfungen. Es gab kein Wasser; nichts, um die Wunden zu reinigen. Das Blut war längst gestockt und hatte die Verletzungen mit einer dünnen Kruste bedeckt. So beschloss sie, dass sie im Augenblick nichts tun konnte als dies zu lassen, wie es war.

Jonathan schaute staunend im Kreis, von einer hoch aufragenden Mauer zur nächsten, und fragte: »Wo, meinst du, sind wir hier?« Er stand auf und schritt um den Trichter des Stollens, aus dem sie gekrochen waren, herum. »Das muss einmal eine sehr mächtige Festung gewesen sein!«, stelle er beeindruckt fest.

Julia konnte ihm nur beipflichten. Sie lauschte in die vollkommenen Stille. »Kein Laut«, sagte sie. »Kein Vogel zwitschert. Keine Grille zirpt, nichts!« Dann erhob sie sich ebenfalls und ging auf einen spitzbogenförmigen Durchgang in einer der Mauern zu. Jonathan folgte ihr.

Sie betraten ein Stiegenhaus. Es war relativ gut erhalten, und so gingen sie hinauf und gelangten auf eine Terrasse, die offenbar vom Schutt angrenzender eingestürzter Gebäudeteile erfüllt war, denn der Boden befand sich etwa in gleicher Höhe wie die Oberkante einiger Fenster.

Vom Rand des Plateaus konnte man erkennen, dass die Ruine sich an der Spitze eines Felskegels befinden musste; eines schroffen Gipfels aus weißem Kalkstein. Doch die Aussicht war durch Bäume verstellt, die am Fuß der Burgmauern wuchsen und deren Kronen ungefähr auf gleicher Höhe mit den beiden waren.

»Wo können wir bloß sein?«, fragte Jonathan abermals.

»Wir könnten *irgendwo* gelandet sein. Meine Welt ist groß, und nach dem, was ich letztes Mal erfahren habe, gibt es sicher eine Menge Teile, die ich nicht kenne, weil ich sie mir nicht ausgedacht habe.« Sie blickte sich um und sah in einigem Abstand von ihnen wieder das Boischar sitzen. »Du weißt auch nicht, wo wir sind, oder?«

Wie zur Antwort sprang das Tierchen davon und lief über eine Stiege in den Keller eines etwas besser erhaltenen Gebäudes hinab. Jonathan rannte hinterher.

»Jonathan!«, rief Julia. »Was machst du, glaubst du wirklich, das Boischar will uns etwas zeigen?«

Da er nicht auf sie hörte, folgte sie widerwillig über die steinernen Stufen in ein staubiges Gewölbe. Das Boischar war nirgendwo mehr zu sehen. Wahrscheinlich hatte es sich in irgendeinem Loch verkrochen.

Ihr Brieffreund stand im Kegel eines Lichtstrahles, der durch ein halbrundes Fenster nahe der Decke hereinfiel. Er scharfte mit einem Fuß im Staub, der den Boden zentimeterdick bedeckte. »Hier ist etwas«, hauchte er.

Julia trat näher. Sie sah, dass Jonathan einen Teil einer Inschrift auf einer in den Boden eingelassenen Marmorplatte entdeckt hatte. ›... ruht für ewige Zeiten ...‹ konnte sie in der verschnörkelten Schrift dieser Welt lesen.

»Da ist noch eine Zeile weiter oben!«, sagte sie.

Jonathan schob weiter mit seinem Schuh Steinchen und Staub zur Seite, bis mehr zu lesen war. »*Unter diesem Steine ruht für ewige Zeiten ...*«

Julia bückte sich und nahm die Hände zu Hilfe, um die Schrift schneller freizulegen.

Jonathan trat zurück und ließ sie alleine graben, als habe er plötzlich das Gefühl, die Inschrift werde ihnen nichts Gutes enthüllen. »Ich weiß nicht recht, aber ich fürchte –«, begann er.

›... *Lunatius, der letzte Erhabene von Mittnacht*‹, war endlich der letzte Teil der Inschrift zu lesen.

Julia wandte sich ab und schluckte. Einen Moment lang kämpfte sie noch gegen ihre Tränen an, doch dann ließ sie sich gehen und begann zu weinen. Jonathan stützte sie und nahm sie tröstend in die Arme.

Es dauerte eine Weile, bis sie wieder in der Lage waren, zu sprechen. Jonathan fand die Worte zuerst wieder. »Lunatius war schon damals ein ehrwürdiger alter Mann. Es sind dreißig Jahre in dieser Welt vergangen! Oh Gott, wer weiß, ob Lukas oder Ina überhaupt noch am Leben sind! Tamaya hat es mir damals auch gesagt. Sie sagte, sie werde eine alte Frau sein, wenn bei uns erst zwei Jahre ins Land gezogen seien!«

Julia seufzte tief. »Ja, ein Tag bei uns ist ein Monat in dieser Welt. Aber irgendwie hab ich nicht wahrhaben wollen, wie viel sich in dreißig Jahren verändern kann. Weißt du, genau das war es, was für mich die Traumwelt immer von der Realität unterschieden hat: dass hier nicht alles so schnell vorbeigeht. Dass es hier noch Könige, Ritter, Fabelwesen gibt wie in unserer Welt vor vielen hundert Jahren. Dass hier keine Flüsse für Staudämme umgeleitet werden,

sodass man sie nach wenigen Jahren nicht mehr wiedererkennt, und keine alten Häuser niedergerissen werden, um Autobahnen Platz zu machen!«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Die Zeit ist auch hier vergangen. Es muss sich furchtbar viel verändert haben. Denk nur daran, wie es war, als wir diese Welt verlassen haben: Die Alben hatten keine Herrscherin mehr. Amigor und Augrin sind im Kampf gefallen. Lunatius hatte keinen Nachfolger. Ich glaube fast, dass in den Jahren danach kein Stein auf dem anderen geblieben ist!«

Julia verließ das Gewölbe, immer noch mit Tränen in den Augen, und Jonathan folgte ihr. Sie versuchte, sich in dem Trümmerfeld zu orientieren, stieg wortlos weiter nach oben und erreichte einen völlig verfallenen Saal.

Morsche Dachbalken lagen kreuz und quer im Raum, vermischt mit Schutt von Mauer- und Dachziegeln. Am Boden waren Holztafeln verstreut, die einmal einen Tisch gebildet hatten. Zertrümmerte Sessel lagen herum. Nur ein Thron aus Eschenholz war weitgehend intakt. Die silbernen Verzierungen waren abgekratzt worden oder abgeblättert, aber die Lehne zierte immer noch ein Wappen, das ein geflügeltes Einhorn auf schwarzem Grund zeigte.

Julia stand fassungslos davor und rührte sich nicht. Dann, einem plötzlichen Entschluss folgend, setzte sie sich darauf und sah wortlos in die Ferne hinaus.

Es war *ihr* Thron, der Thron der Königin von Mitternacht. Tausend Jahre lang war er für sie reserviert gewesen, hatte Meister Lunatius gesagt. Und wann immer sie zurückkehren würde, werde sie die wahre Königin dieser Welt sein.

Eine tiefe Traurigkeit überkam sie. Sie konnte nicht begreifen, was geschehen war. Tausend Jahre – und nun, nach nur dreißig Jahren, war ihr Schloss nur mehr eine Ruine. Natürlich konnte sie nicht wissen, was hier geschehen war, nachdem sie im Garten der Göttin gewesen und in ihre eigene Welt zurückgekehrt war, doch sie hätte sich alles ganz anders vorgestellt.

Eine Fensterwand des Thronsaales war in sich zusammengebrochen, sodass Julia einen ungehinderten Blick hinaus ins Freie hatte. Zu Füßen der Burg konnte sie von ihrem Platz aus den Mitternachtssee erkennen, ein Stückgen Westen den Fluss der Dämmerung, der in den Spiegelsee mündete, und dahinter das Weite Land mit dem Felsenkegel, auf dem die Festung Wülfenhort thronte.

Jonathan kniete neben Julia nieder und nahm ihre Hand. Eine Weile sprachen sie nichts, dann fragte er leise: »Woran denkt Ihr, *Majestät*?«

Julia sah ihn böse an. »Mach dich nicht über mich lustig«, zischte sie. »Ich weiß nicht, was schlimmer für mich ist – dass es mein altes Haus in Waiden in ein paar Stunden nicht mehr geben wird, oder dass ich *mein Schloss* hier jetzt so verfallen sehe.«

Er hob entschuldigend die Hände. »Ich wollte dich wirklich nicht kränken. Ich habe es sogar irgendwie ... ehrlich gemeint. In gewisser Weise bist du für mich die Königin dieser Welt und wirst es für immer bleiben.«

Julia kämpfte wieder gegen die Tränen, drückte seine Hand und nickte langsam. »Danke«, hauchte sie. »Ich frage mich nur gerade, warum wir hier sind. Was es hier für uns zu tun gibt. Und was diese Welt noch mit der gemeinsam hat, die ich damals erfunden habe.«

»Du hast sie nicht erfunden. Diese Welt gab es schon, Jahrtausende bevor du überhaupt geboren wurdest.«

»Und doch hat sie einen besonderen Bezug zu mir; sie war immer ein Teil von mir. Und jetzt ist sie mir so fremd geworden.«

»Für mich«, erwiderte Jonathan, »war sie beim ersten Mal fremd. Jetzt wirkt sie viel vertrauter auf mich. Ja, sie mag sich verändert haben. Aber wir werden herausfinden, was geschehen ist, und vor allem, warum wir hier sind!«

Er trat nach vorne, durch die zerstörte Außenwand des Saales auf einen halb abgestürzten Balkon, und blickte hinab in den Burghof. »Da ist jemand!«, rief er aufgeregt.

Julia sprang auf und lief zu ihm. »Ein Hyne«, stellte sie erstaunt fest. »Was meinst du, sollen wir ihn anreden?«

»Wir werden *irgendwen* ansprechen müssen, wenn wir wissen wollen, was hier vorgeht und was sich in der Zwischenzeit getan hat. Komm!«

Sie rannten die Stiege, die sie gekommen waren, hinunter und gelangten in den Hof, in dem sie den Hynen erblickt hatten. Er war, wie alle Vertreter seines Volkes, fast drei Meter groß. Seine Haut war dunkel wie Ebenholz, und seine Haare waren hell wie Elfenbein. Alles in allem war er eine sehr beeindruckende Erscheinung.

»Sucht Ihr etwas Bestimmtes?«, rief ihm Jonathan zu, bevor Julia noch etwas sagen konnte.

Der Hyne wirbelte herum, und seine Hand fuhr an den Griff des Schwertes an seiner Seite, das länger war, als Julia groß war. Ohne es zu ziehen, sah er die beiden misstrauisch an. »Wer seid Ihr? Was habt Ihr hier verloren?«

»Das könnten wir genauso fragen, nicht wahr?«, erwiderte Jonathan, aber seine Stimme verriet, dass ihm beim Anblick des bewaffneten Riesen nicht wohl zumute war.

Der Hyne grinste. Die schneeweißen Zähne funkelten zwischen den dunklen Lippen. »Ich heiße Andros und bin Jäger und Sammler. Ich suche *Haspelsinen*. Es gibt hier ein paar Sträucher, und der nussige Geschmack harmoniert gut mit Wildbret. So viel zu mir. Und nun zu Euch!«

Julia atmete erleichtert auf. »Ich heiße Julia«, stellte sie sich vor. »Julia Steiger. Ich komme aus der Welt der Träumenden. Das ist mein Freund Jonathan Eibner.«

Der Hyne blickte verwirrt drein. »Ich kenne keine *Welt der Träumenden*. Wo liegt die? Hinter dem Gebirge?«

Julia war sprachlos. Es musste sich wirklich sehr viel verändert haben, seit sie zuletzt hier gewesen war.

Damals hatten nicht nur alle Leute, auf die sie getroffen war, schon davon gehört, dass es eine andere Welt gab, sondern man hatte sogar Julias Namen gekannt und sie voller Ehrfurcht angesprochen.

Andros schien ein netter und friedfertiger Kerl zu sein, doch offenbar hatte er noch nie im Leben etwas von einer Julia aus der Welt der Träumenden gehört.

»Man könnte sagen, es liege auf der anderen Seite der Berge«, erklärte Jonathan. »Wir sind lange nicht mehr hier gewesen. Sagt, edler Jäger: Kennt Ihr einen Herzog des Weiten Landes, der Lukas heißt? Vielleicht auch unter dem Namen *der Graue Herzog*, oder so ähnlich?«

Andros lachte. »Großherzog Lukas, den Herrn über das *Land Hüben*? Natürlich kenne ich ihn. Ich bin ja einer seiner Untertanen. Woher kennt Ihr unseren Fürsten?«

»Das ist eine lange Geschichte«, wick Julia aus. »Sagt, Andros, wisst Ihr, wie alt Euer Fürst ist? Verzeiht die Frage, wenn sie Euch etwas dumm erscheint. Wir wissen nicht genau, wie lange wir fort gewesen sind, und die Antwort würde uns weiterhelfen.«

Der Hyne überlegte kurz, dann sagte er: »Wenn ich mich nicht irre, zählt unser Herrscher nun sechsundvierzig Jahre. Er war wohl einundzwanzig, als er seine Gemahlin heiratete. Und ich weiß, dass er heuer seinen fünfundzwanzigsten Hochzeitstag gefeiert hat.«

Die beiden warfen einander nachdenkliche Blicke zu. »Tatsächlich genau dreißig Jahre«, rechnete Jonathan im Kopf kurz nach. »Lukas war damals sechzehn.«

»Er lebt noch. Wenigstens einer, den wir kennen. Was nicht heißt, dass er sich noch an uns erinnert.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass er uns vergessen hat!«, widersprach Jonathan.

»Ich hätte auch nicht gedacht, dass man hier nichts mehr von der Welt der Träumenden weiß – und davon, wer ich bin«, gab Julia zu bedenken.

»Nun«, sagte Andros, »Wenn Ihr mich entschuldigen wollt? Ich werde weitersuchen, dann hier mein Lager aufschlagen und morgen früh weiterziehen. Lebt wohl!«

»Wartet! Wisst Ihr, wie wir an den Hof von Großherzog Lukas gelangen können?«, fragte Jonathan.

»Wenn Ihr bis morgen früh warten wollt, kann ich Euch ein Stück des Weges begleiten.«

Julia zögerte. »Eigentlich könnten wir auch etwas Schlaf brauchen. Vielleicht sollten wir ebenfalls hier lagern und morgen früh weiterziehen. Was meinst du?«

Jonathan nickte. Eine bessere Alternative gab es ohnehin nicht, und auch er hatte erst zwei Stunden geschlafen.

Andros ging auf die Suche nach Haspelsinen. Julia kannte diese ungefähr walnussgroßen Früchte, die wie Haselnüsse mit Himbeeraroma schmeckten, von ihrem letzten Besuch in dieser Welt. In der Zwischenzeit breiteten die beiden ihre Schlafsäcke und Unterlagsmatten auf einem kleinen grasbewachsenen Flecken im Burghof aus. Zum Glück sah der Himmel nicht nach Regen aus.

Nach einer halben Stunde – auf Jonathans Armbanduhr war es nur eine Minute – kam der Hyne zurück. Diesmal hatte er auch einen großen Rucksack, auf den hinten ein langer Jagdbogen geschnallt war, und einen Köcher mit Pfeilen dabei. Über der linken Schulter trug er einen Stock, an dessen Ende ein erbeuteter Hase gebunden war. In einem zusammengebundenen Tuch hatte er ungefähr zwei Kilo Haspelsinen gesammelt.

»Wenn Ihr mir helft, ein Feuer zu machen, bekommt Ihr dafür etwas von meinem Braten«, schlug er vor.

»Das würde uns freuen«, antwortete Jonathan. »Ich werde gehen und trockenes Holz suchen.«

Julia wollte ihn begleiten, aber Andros rief sie zurück: »Die Abschürfungen sehen böse aus. Ich habe Minznesselblätter gesammelt, die du dir da drauflegen solltest, damit sich die Wunden nicht entzünden! Komm her!«

Julia zögerte, doch Jonathan meinte: »Er hat recht. Ich komme mit dem Holzholen schon alleine zurecht. Du solltest auf ihn hören!«

Das Mädchen ging zu Andros und setzte sich neben ihn. Er nahm etwas Wasser aus seiner riesigen Feldflasche und wusch die Wunden aus. Dann zerdrückte er einige

Blätter zwischen zwei Steinen und ließ den grünlichen, stark nach Pfefferminze riechenden Saft auf die Abschürfungen tropfen. Zuletzt wickelte er Stoffstreifen über die verletzten Stellen an Julias Armen und Beinen.

»Die Verbände solltest du so lange wie möglich drauflassen«, riet er.

Julia bedankte sich und war erstaunt darüber, dass der etwas plump und derb wirkende Hyne ihre Wunden derart sanft behandelt hatte.

Jonathan kam zwischendurch dreimal mit einem Arm voller Holz zu ihnen zurück und begann, es zu einer Feuerstelle aufzuschichten.

»Wo hast du denn das gefunden?«, fragte Julia.

»Oben im Thronsaal. Die zerbrochenen Sessel und Tischbeine taugen leider nur mehr als Brennholz.«

Julia half Andros in der Zwischenzeit dabei, den Hasen auszunehmen, mit den Haspelsinen zu füllen und auf einen improvisierten Bratspieß zu stecken.

Während des Abendessens bat Jonathan Andros, etwas über sich zu erzählen. Der Hyne meinte, es gebe nicht viel zu berichten. Er sei ein einfacher Jäger aus einem kleinen Dorf am Ufer des Spiegelsees und streife auf der Jagd im ganzen Land umher.

»Wisst Ihr etwas über die Ruinen, in denen wir uns hier befinden?«, fragte Jonathan.

»Ja, das war einmal eine stolze Burg. Ihr Name war Mittnacht, und bis vor fünfundzwanzig Jahren tagte hier regelmäßig der Rat der Fürsten.«

»Aber warum wurde nach dem Tod von Meister Luna-tius kein neuer Erhabener von Mittnacht gewählt?«

Jonathan gab ihr einen leichten Stoß in die Rippen.

»Ich habe ... ich habe in einem der Keller einen Grabstein gefunden, auf dem ich diesen Namen gelesen habe«, fügte sie schnell hinzu.

»Es herrscht Zwietracht zwischen den Völkern«, berichtete Andros. »Nach dem großen Krieg vor dreißig Jahren

waren die Fürsten der Hynen, Honnahs, Menschen und Fayen tot. Ihre Nachfolger ließen die Weisheit vermissen, die die alten Herrscher besessen hatten. Es wurde beschlossen, das Volk der Alben in das Land jenseits des Unüberwindlichen Gebirges zu verbannen. Nur der junge Menschenfürst, Herzog Lukas, und der Erhabene von Mittenacht, Lunatius, sprachen sich dagegen aus. Aber sie wurden überstimmt. Doch lange nicht alle Hynen, Fayen und Winzlinge waren der Meinung ihrer Herrscher. Sie wollten mit der Vertreibung der Alben nichts zu tun haben und erklärten sich zu Untertanen von Herzog Lukas.«

»Ihr nanntet ihn *Großherzog*?«, warf Jonathan ein.

»Ja. Nach dem Tod von Lunatius konnten sich die verbliebenen fünf Herrscher nicht auf einen neuen Erhabenen einigen. Herzog Lukas bestand darauf, dass die alten Gesetze besagten, dass die Wahl von allen sechs Völkern getroffen werden musste. Der Streit führte dazu, dass die Welt schließlich geteilt wurde: in das Land *Hüben*, wo Großherzog Lukas über die Menschen und jene Stämme der Hynen, Fayen und Winzlinge herrscht, die gegen die Verbannung der Alben gewesen waren, und das Land *Drüben*, wo König Steppan über die Honnahs und den Rest der Hynen, Fayen und Winzlinge regiert.«

Jonathan schwieg betroffen, und Julia schüttelte traurig den Kopf. Sie hatte erwartet, dass die Zeit nach dem Sturz der Fürstin Osira für die Alben nicht leicht werden würde. Dass man sie aber gleich aus dem Land verbannen würde, war noch viel schlimmer, als sie befürchtet hatte.

Noch gut erinnerte sich Julia daran, wie sie damals mit Poddie und Gerrie – zwei Alben, die sich ihrer bösen Herrscherin widersetzt hatten – gesprochen hatte.

Sie hatten vorausgeahnt, dass man alle von ihnen für das verantwortlich machen würde, was ihre Fürstin getan hatte. Und sie hatten gehofft, dass es Julia gelänge, nach ihrem Sieg über die Albenfürstin die Menschen, Honnahs, Fayen, Hynen und Winzlinge davon zu überzeugen, dass

die Alben nicht von Grund auf böse seien und dass Osira ihr Volk nie für ihre eigenen Zwecke missbrauchen hätte können, wenn man die Alben nicht davor schon als Ausgestoßene behandelt hätte.

Doch dazu hatte Julia keine Gelegenheit gehabt, ja nach ihrem Sieg über die Albenfürstin nicht einmal mehr daran gedacht. Viel zu sehr war sie mit sich selbst und mit dem Kampf gegen ihre eigene dunkle Seite beschäftigt gewesen.

»Aber wie kann eine so stolze Burg in so kurzer Zeit nur derart stark verfallen?«, fragte Jonathan und riss Julia damit aus ihren Gedanken.

»Nachdem man sich auf keine Wahl eines neuen Erhabenen einigen konnte, wollte keine der Seiten die Burg den anderen überlassen. Jeder schickte seine Gefolgsleute hierher, um die prächtigen Verzierungen, Fenstersimse, Turmspitzen oder selbst die Marmorfußböden herauszuschlagen und fortzuschaffen, damit sie ihre eigenen Burgen und Herrschaftssitze prächtiger ausstatten konnten. Mitternacht ist nicht verfallen, sondern wurde von diesen Aasgeiern abgetragen, zerstört und geplündert.«

Der Braten war fertig, und sie aßen, zwar mit großem Hunger, aber wenig Appetit, waren sie doch ziemlich bedrückt wegen der Neuigkeiten, die sie erfahren hatten.

Nach dem Essen krochen sie in ihre Schlafsäcke, und Andros wickelte sich in eine dicke Wolldecke, die die Ausmaße eines kleineren Zeltes hatte.

Es war insgesamt merklich kühler als bei ihrem ersten Besuch in der Welt des Blausilbernen Mondes. Damals war es in ihrer eigenen Welt Mitte Juli gewesen, diesmal Mitte August.

Die Nacht wurde bereits ziemlich frostig, und Julia war froh, dass sie ihre guten Schlafsäcke dabei hatten.



AM HOF VON WÜLFENHORT

Am nächsten Morgen brachen sie früh auf. Sie packten ihre Sachen zusammen und verließen die Ruinen von Mittnacht. Die Umgebung war dicht verwachsen; Gestrüpp und Dornenhecken machten die Burg fast unerreichbar.

Julia musste für einen Moment an das Märchen von *Dornröschen* denken – mit dem Unterschied, dass dort zwar die ganze Umgebung von Rosenranken überwuchert war, das Schloss der Prinzessin aber nach hundert Jahren noch immer intakt war. Doch das war eben nur ein Märchen.

Sie folgten Andros durch eine schmale Lücke im Gehölz. Hätte er ihnen nicht den Weg gezeigt und für sie eine Schneise durchs Dickicht gebahnt, hätten sie Schwierigkeiten gehabt, diesen Ort zu verlassen.

Sie erreichten das Ufer des Sees, an dem sie auf die Reste einer halb zugewachsenen Straße trafen. Dieser folgten sie bis zu der Stelle, an der einst eine lange hölzerne Brücke den Abfluss des Gewässers überspannt hatte.

Dem Anschein nach hatte man sie, nachdem sie während der Kämpfe vor dreißig Jahren niedergebrannt worden war, nicht mehr aufgebaut, also mussten sie ein Stück flussabwärts an einer seichten Stelle durch eine Furt waten.

Das Wasser war empfindlich kalt, aber es war klar und rein, und Julia füllte ihre kleine Wasserflasche wieder an.

»Wenn Ihr von hier aus dem nächsten Seitental nach Westen folgt und ins Hügelland hinaufsteigt, müsstet Ihr direkt zur Festung Wölfenhort kommen«, beschrieb ihnen Andros den weiteren Weg. »Ich werde das Tal des Mitternachtsflusses entlang weitergehen.«

»Danke, Andros. Ihr seid uns eine große Hilfe gewesen. Lebt wohl!«

»Keine Ursache zu danken. Aber nun, bevor wir uns trennen: Wollt Ihr mir nicht doch noch erzählen, woher Ihr eigentlich kommt und was Ihr wirklich in den Ruinen der Festung Mitternacht getan habt?«

Jonathan sah Julia fragend an. »Das haben wir doch schon gesagt«, stellte er fest. »Das Land, aus dem wir kommen, kannte man früher als das Land der Träumenden. Es tut uns leid, dass man heute nichts mehr darüber weiß. Wir danken Euch, dass Ihr uns begleitet habt, und dafür, dass Ihr uns von Eurem Essen etwas gegeben habt.«

»Es war mir eine wahre Freude«, lächelte der Hyne. »Ich wünsche Euch viel Glück. Seid vorsichtig auf Eurer weiteren Reise. In dieser Gegend treibt sich auch eine Menge Gesindel herum.«

Sie wandten sich zum Gehen und stiegen einen schmalen Pfad hinauf, der entlang des Sees verlief. Julia blieb nach wenigen Metern stehen und schüttelte den Kopf. »Ich kann noch immer nicht glauben, was aus meiner Welt geworden ist. Damals haben zwar alle Angst vor den Albträumen gehabt, aber niemand hat mich vor *Gesindel* warnen müssen, das sich herumtreibt!«

Jonathan zuckte die Achseln. »*The times, they are a-changin'*«, zitierte er einen Songtitel von *Bob Dylan*.

Das war für Julia nicht wirklich ein Trost.

Nach kurzer Zeit hatten sie das Seitental gefunden, in dem der Weg bergauf in Richtung der Ebene führte. Oben angelangt, noch im Schutz des Waldes, beschlossen sie, zu lagern. Wenn sie am nächsten Morgen weitergingen, würden sie Wölfenhort am frühen Nachmittag erreichen.

Diesmal gab es keinen Andros, der für sie auf die Jagd ging, und so mussten Jonathan und Julia mit dem trockenen Brot vorliebnehmen, das Julia noch von zuhause mitgenommen hatte. Trotz der Warnung von Andros hielten sie keine Nachtwache.



Niemand hatte sie überfallen – vielleicht nur deshalb, weil keiner vorbeigekommen war. Überhaupt trafen sie keine Menschenseele.

Ohne Frühstück brachen sie auf und gingen weiter in die Richtung, die ihnen der Hyne beschrieben hatte. Der Weg führte sie durch ein sanft gewelltes Hügelland, und kurz nach Mittag sahen sie auch schon die Türme der Festung Wölfenhort vor sich aufragen.

Julia war zum ersten Mal hier. Sie wusste, dass Jonathan diese Burg noch von seinem ersten Besuch in dieser Welt kannte, und sein wehmütiger Blick verriet ihr, welche Erinnerung für ihn untrennbar mit dem Anblick der Festung verbunden war: *Tamaya*.

Er war damals mit der Prinzessin des Weiten Landes von hier geflohen, und sie war das erste Mädchen gewesen, in das er sich jemals verliebt hatte.

Julia wusste auch, dass die Burg von den Albträumen belagert und zerstört worden war, doch es schien, als habe man sie wieder genauso schön und prächtig aufgebaut. An den Spitzen der Türme flatterten Banner fröhlich im Wind, die einen springenden Wolf auf grünem Grund zeigten.

Als sie näherkamen, schüttelte Jonathan den Kopf.

»Was ist?«, fragte Julia.

»Es sieht alles ganz anders aus als damals«, erklärte er. »Damals stand der Felsen mit der Festung mitten auf freiem Feld, und jetzt gibt es eine Siedlung ringsherum.«

Tatsächlich zogen sich Häuser an den Hängen des Berges bis auf halbe Höhe, fast bis zur untersten Burgmauer,

hinauf. Wülfenhort war zu einer richtigen kleinen Stadt mit dem Burgberg in ihrer Mitte geworden.

Sie traten durch ein Stadttor und folgten einer von niedrigen Gebäuden gesäumten Straße, an der verschiedenste Händler ihre Waren feilboten. Es herrschte ein reges Treiben, und an manchen Stellen, wo die Häuser selbst oder die Marktstände die Gasse einengten, mussten sie sich durch ein Gewühl von Menschen ihren Weg bahnen.

Ja, *Menschen* waren es, die die Stadt Wülfenhort hauptsächlich bevölkerten. Nur vereinzelt sahen Jonathan und Julia Fayen, Winzlinge und Hynen. Honnabs begegneten ihnen nicht, und das betrückte Julia. Schließlich war Ylvina, ihre beste Freundin auf ihrem letzten Abenteuer, eine Angehörige des grünhäutigen Volkes gewesen.

Mehrmals wurden sie von Händlern angesprochen, die ihnen Obst, Wurst, Käse oder auch Kleidung anboten. Aber die beiden besaßen gar kein Geld, mit dem sie in dieser Welt bezahlen hätten können.

Im Gegensatz zum letzten Jahr war die Burg diesmal nicht im Belagerungszustand. Deshalb stand auch das Burgtor weit offen, und ohne von irgendwelchen Wachen aufgehalten zu werden, kamen sie in den äußeren Burghof. Auch hier gingen eine Menge Leute ein und aus, und Julia bemerkte, dass viele Blicke der Umstehenden auf Jonathan gerichtet waren.

»Unauffällig bist du nicht gerade«, meinte sie seufzend.

Jonathan, der – wie immer – mit seinen geflickten Jeans, einem aus der Hose hängenden Baumwollhemd, Jeansjacke und Turnschuhen bekleidet war, passte überhaupt nicht in diese Welt, in der Männer meist Hosen und Jacken aus Wollstoff oder Leder trugen.

Julia hingegen fiel mit ihrem olivgrünen Strickkleid – das nach dem Weg durch die staubigen Keller der Festung Mitnacht nicht mehr sehr sauber war und eher graugrün wirkte – und den ledernen Riemchensandalen überhaupt nicht auf.

Die meisten jüngeren Frauen und Mädchen trugen in der Welt des Blausilbernen Mondes nämlich einfarbige Blusen und Röcke oder Kleider, deren Saum knapp oberhalb der Knie lag, genau wie bei Julias Kleid. Wäre es kälter gewesen, hätten sie darunter enganliegende Beinkleider aus dünnem Stoff, etwa so wie Leggings oder dicke Strumpfhosen, getragen. Nur bei älteren Frauen reichten die Kleider und Röcke bis hinab zu den Knöcheln.

Wohlhabende und weniger reiche Leute unterschieden sich hauptsächlich dadurch, dass die einen an ihrer Kleidung aufwändige Stickereien, gold- oder silberfarbene Borten oder andere Verzierungen hatten, während diese an den Gewändern der einfachen Leute fehlten.

Obwohl sich ihre Eltern, Verwandten und Schulkollegen darüber sehr gewundert hatten, hatte sich Julias Kleidungsstil nach dem Abenteuer in ihrer Traumwelt im vergangenen Jahr auch zuhause in ihrer Wirklichkeit stark geändert. Sie hatte sich sogar ein Buch über mittelalterliche Gewänder gekauft und sich davon inspirieren lassen. Meist trug sie Kleider wie dieses, die ebenso gut in ihre Fantasiewelt gepasst hätten, statt Hosen und T-Shirts.

Julia passte vom Aussehen her also perfekt in diese Welt, auch wenn man sie im Augenblick für ein sehr einfaches Mädchen aus ärmlichen Verhältnissen halten musste – und nicht für die Königin von Mittnacht, die sie eigentlich immer noch war.

»Wir sollten fragen, ob man uns zu Lukas vorlässt. Wir müssen dringend mit ihm sprechen«, schlug Jonathan vor.

»Ja«, stimmte Julia zu. »Vielleicht weiß er ja, was der Grund sein könnte, warum wir hier sind.«

Mittlerweile war auch sie überzeugt, dass jemand – wer auch immer – sie mit Absicht hierher gerufen hatte und es kein Zufall war, dass sie einen Weg in die Welt des Blausilbernen Mondes gefunden hatten.

Sie wandten sich an eine der Wachen, die am Tor zum inneren Burghof standen.

Julia bemühte sich, ihre Worte wieder so zu wählen, wie man hier zu sprechen pflegte. »Verzeiht, mein Herr«, begann sie, »ich bitte Euch untertänigst, Eurem Fürsten, dem Großherzog Lukas, dem Herrscher über das Land *Hüben*, eine Botschaft zu überbringen. Wäre das möglich?«

Der Wächter musterte sie misstrauisch. »Sagt mir Euren Namen, junge Dame!«

»Mein Name ist Julia. Dies ist mein Freund Jonathan. Alles, was ich Euch bitte, ist Eurem Fürsten die folgenden Worte – so genau wie möglich – auszurichten: ›Jonathan und Julia aus der Welt der Träumenden sind gekommen, um ihn wiederzusehen.‹ Könnt Ihr das für uns tun?«

Der Mann wandte sich an seinen Kameraden, der auf der anderen Seite des Tores stand. »Hast du vernommen, was diese Dame seiner Majestät auszurichten wünscht?«

»Zu Befehl: Jonathan und Julia aus der Welt der Träumenden sind gekommen, um ihn wiederzusehen«, antwortete dieser in militärisch klingendem Tonfall.

»Dann geh und melde es dem Hofmarschall, dieser möge die Botschaft zu unserem Herrn tragen.«

»Zu Befehl!«

»Wartet hier«, gebot der Wächter. »Es wird gewiss eine Zeit brauchen, bis Eure Nachricht übermittelt wurde.«

»Wir werden uns da drüben hinsetzen, wenn es Euch recht ist!«, erwiderte Jonathan.

Sie verneigten sich und gingen zu einem Brunnen in der Mitte des Hofes, an dessen Rand sie sich niederließen.

»Sag mal, hast du geübt?«, fragte Julia, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand in der Nähe war.

»Hä?«, machte er. »Was meinst du?«

»Na ja, Leute mit ›Ihr‹ und ›Euch‹ und so weiter anzureden. Du hast das schon gestern bei Andros gemacht, und jetzt wieder! Das finde ich lässig.«

Er zuckte die Achseln. »Ich hab den *Herrn der Ringe* gelesen, letzten Winter. Und so schwer ist es ja auch nicht, wenn man sich erst mal daran gewöhnt hat.«

Julia grinste. »Jetzt müsstest du dich nur noch dazu überwinden, mal was anderes anzuziehen als deine üblichen Sachen, dann würdest du nicht auffallen.«

Er schüttelte energisch den Kopf. »Keine Chance! Das ist mein Markenzeichen, sozusagen. Ohne geflickte Jeans bin ich nicht ich. Meinst du übrigens, dass diese Botschaft, die du Lukas hast ausrichten lassen, ausreichend ist? Wer weiß, ob er sich noch an uns erinnert! Es sind schließlich dreißig Jahre vergangen. Damals war er gerade so alt wie ich jetzt bin, und nun ist er ein erwachsener Mann!«

»Jonathan, was damals passiert ist, vergisst er sein Leben lang nicht«, vermutete Julia. »Nach dem, was wir von Andros gehört haben, war der Kampf gegen Osira für diese Welt ein Einschnitt in der Geschichte wie bei uns vielleicht der Zweite Weltkrieg, und von dem reden fünf- unddreißig Jahre später auch noch alle. Ich denke nicht, dass Lukas die Ereignisse von damals je vergessen könnte. Sein Vater ist schließlich damals getötet worden.«

»Ja, ich weiß. Ich hoffe, du hast recht.«



Es dauerte eine halbe Stunde, bis eine Wache eiligen Schrittes auf sie zukam und in militärischem Tonfall ausrichtete: »Ihr werdet gebeten, mitzukommen. Der Fürst wünscht, Euch zu sehen.«

Julia sprang auf. »Siehst du?«, rief sie erfreut. »Ich war mir sicher, dass er sich noch an uns erinnert!«

Sie nahmen ihre Sachen und folgten dem Soldaten durchs Tor zum inneren Hof. Kaum waren sie hindurchgetreten, wurden sie von vier weiteren Wächtern mit blanken Waffen umringt.

»Was soll das?«, rief Julia erschrocken aus.

Einer der Soldaten verneigte sich leicht und sagte: »Wir bitten um Vergebung, aber wir haben den Befehl, Euch alles, was Ihr bei Euch tragt, abzunehmen und Euch nach

verborgenen Waffen zu durchsuchen. Weiters ist es meine Pflicht, darauf hinzuweisen, dass jeder Versuch, sich dieser Durchsuchung zu widersetzen, als feindselig und als Verbrechen angesehen wird. Das hat nichts mit Euch zu tun; es ist eine übliche Vorsichtsmaßnahme, die wir bei allen Besuchern anwenden müssen.«

Jonathan hob widerwillig die Hände.

Julia atmete tief durch, dann folgte sie seinem Beispiel. Diese Welt hatte sich wirklich sehr verändert, fand sie.

Man durchsuchte sie, nahm ihnen ihre Taschen und Schlafsäcke ab und führte sie dann durch ein weiteres Tor hinauf in die Hochburg. Ihr Gepäck wurde von einem weiteren Soldaten hinter ihnen hergetragen.

Schließlich geleitete man sie in einen großen Saal, der hohe schlanke Fenster aus buntem Glas hatte und von mehreren Kerzenleuchtern zusätzlich erhellt wurde. Die Wachen blieben wortlos zurück, und die Tür wurde hinter ihnen verriegelt.

Julia war erstaunt. An der Stirnseite des langgestreckten Raumes befand sich ein großes Wandmosaik, das ein geflügeltes Einhorn im Kampf gegen einen hässlichen schwarz-roten Drachen zeigte. Es erinnerte sie ein wenig an das Altarbild der Pfarrkirche von Waiden, die dem Heiligen Georg geweiht war. Die geschliffenen Steinchen des Mosaiks glänzten und glitzerten im blausilbernen Mondlicht, das von draußen hereinfiel.

Der Saal war zwei Stockwerke hoch, und an seinem hinteren Ende, über der Tür, durch die man sie hereingeführt und die man hinter ihnen versperrt hatte, befand sich im ersten Stock ein Balkon.

»Eine Kapelle?«, wunderte sich Julia, denn genau das war der Eindruck, der sich ihr aufdrängte.

Jonathan trat näher an das Wandbild heran und bestaunte es. »Das geflügelte Einhorn«, stellte er fest.

Julia ging nervös auf und ab. »Irgendwie ist das nicht mehr meine Welt«, seufzte sie. »Mittnacht ist verfallen, die

Alben hat man vertrieben, uns warnt man vor Räufern und Gesindel, und statt dass man uns hier als alte Bekannte willkommen heißt, werden wir durchsucht und wie Gefangene eingeschlossen! Ich wünschte, ich wäre gar nicht mitgegangen, dann hätte ich mir wenigstens meine Illusionen bewahren und glauben können, dass sich hier alles zum Guten entwickelt hat!«

Sie zuckte zusammen, als sie hörte, wie eine Türe geöffnet wurde. Als sie nach oben blickte, sah sie den Schatten eines in einen weiten Mantel gehüllten Mannes auf dem Balkon. Da dort keine Kerzen brannten, konnten sie ihn nicht erkennen, wohingegen er sie genau sehen konnte.

Nach wenigen Augenblicken verschwand die Gestalt wieder, und in einer Seitenwand der Kapelle öffnete sich kurz darauf knarrend eine schmale verborgene Türe.

Der Mann trat heraus und ihnen gegenüber. Er war groß und hatte breite Schultern, so wie einst Augrin, der Herzog des Weiten Landes. Gekleidet war er in einen grauen Mantel, der an den Rändern mit Hermelin besetzt war. Zwei Meter entfernt blieb er stehen und musterte Jonathan und Julia. Ein zaghaftes Lächeln stahl sich auf seine Lippen, doch abgesehen davon erschienen seine Gesichtszüge im Licht der flackernden Kerzen hart, und tiefe Falten durchfurchten seine Stirn.

Seine lockigen Haare waren an den Schläfen schon schütter geworden, nur die freundlichen lachenden Augen von grauer Farbe waren die gleichen geblieben.

»Lukas«, flüsterte Julia mehr zu sich selbst.

»Julia! Jonathan!«, rief er erfreut. »Ihr seid es wirklich! Ich ... ich kann das gar nicht glauben!«

Eine Weile standen sie einander gegenüber und wussten nicht, was sie sagen sollten. »Du hast dich verändert«, stieß Jonathan hervor, weil ihm sonst nichts einfiel.

»Und ihr habt euch so überhaupt nicht verändert.«

»Na ja, ein bisschen schon«, erwiderte Julia und strich sich verlegen die Haare aus dem Gesicht. »Für uns ist nur

ein Jahr vergangen, und hier in dieser Welt ist ... « – sie suchte nach Worten – »so vieles anders geworden!«

Lukas' Miene wurde noch ernster. »Ja, ihr habt recht. Vieles hat sich gewandelt, und nicht unbedingt zum Besseren. Ich weiß nicht, was ihr schon erfahren habt über die Ereignisse, seitdem ihr das letzte Mal hier gewesen seid.«

»Nicht viel. Wir sind mitten in die Ruinen von Mitternacht hierher gelangt. Es war für mich schon schlimm, diese stolze Burg in so kurzer Zeit so verfallen zu sehen. Wir haben einen Jäger getroffen, der uns von der Verbannung der Alben und vom Streit zwischen dem Land *Hüben* und *Drüben* erzählt hat. Und dann habe ich mich gewundert, als ich von einem Großherzog *Lukas* hörte. Ich habe gedacht, das war nur ein Name, den du für den Besuch in unserer Welt angenommen hast.«

Ein Lächeln huschte über Lukas' Gesicht. »Ja, eigentlich schon. Aber ganz ehrlich: *Großherzog Lukas von Wölfenhort* klingt besser als *der Graue Großherzog*. Kommt mit! Dies ist nicht der gemütlichste Ort, um ein Wiedersehen zu feiern. Ihr müsst entschuldigen, dass meine Wachen euch das Gepäck abgenommen und euch durchsucht haben, doch wir müssen vorsichtig sein. Wir müssen unseren Feinden jegliche List zutrauen. Außerdem klang die Nachricht von eurer Rückkehr viel zu unwahrscheinlich, als dass ich sie hätte auf Anhieb glauben können. Folgt mir!«

Er führte sie durch die Geheimitüre in ein Stiegenhaus, das die Kapelle mit der Empore verband. Durch eine weitere Tür gelangten sie in einen Gang und dann zu einer Stiege, die in vielen Wendeln hinauf in einen der Türme führte. Lukas geleitete sie in seine privaten Gemächer.

»Ich werde meinen Wächtern sofort auftragen, euer Gepäck in ein Gästezimmer zu schaffen. Solange ihr hier bei mir seid, soll es euch an nichts mangeln.«

Er wandte sich zur Türe um, und sein Gesichtsausdruck erhellte sich. »Julia, Jonathan – es gibt noch einen Grund, warum ich den Namen Lukas behalten habe. Der

Grund ist meine Gemahlin, die mich stets mit diesem Namen gerufen hat!«

Auch Jonathan und Julia wandten sich um und sahen eine Frau in Lukas' Alter.

Julia wusste sofort, wen sie vor sich hatte. Das Gesicht der Herzogin hatte sich weniger verändert als das ihres Mannes, und ihre langen blonden Haare, ihre strahlend blauen Augen und ihre Haut, die deutlich heller war als die aller anderen Menschen dieser Welt, ließen keinen Zweifel daran, wer sie war. Sie trug ein bodenlanges dunkelgrünes Kleid, das mit Silberfäden bestickt war, und einen breiten silberfarbenen Miedergürtel, der ihre immer noch schlanke Figur betonte.

»Ina!«, rief Julia erfreut aus.

Die Herzogin lächelte sanft. »Ja, ich bin's. Und ihr kommt mir vor wie ein Traum aus ferner Vergangenheit. Mein Gott, ihr seid ja noch immer so jung wie damals.«

»Ich freu mich, dich wiederzusehen – und ich freu mich ja so, dass du Lukas wirklich geheiratet hast«, sagte Julia.

Ina schmunzelte. »Vor fünfundzwanzig Jahren schon, Julia. Und ich hab es keine Minute bereut. Ich hab ja bei unserem letzten Treffen gesagt, falls du einmal wiederkommst, weißt du, an wessen Seite du mich findest.«

»Ich hab es nicht glauben können – nein, nicht glauben wollen«, erzählte Julia. »Immer wieder hab ich bei der Bahnstation geschaut, ob ich dich nicht vielleicht doch noch einmal in unserer Welt sehe.«

Ina winkte ab. »Es ist komisch, was einem das Schicksal bringt. Damals, als ich noch in deiner Welt war, was hab ich werden wollen? Buchhändlerin? Wenn mir damals wer gesagt hätt, dass ich mal die Herzogin eines Landes werd – in einer Welt, die man dort höchstens für einen Traum hält –, ich hätt ihn wahrscheinlich nur ausgelacht. Was tut ihr da bei uns, weshalb seid ihr zurückgekommen?«

Mit dieser Frage brachte die Herzogin Julia in Verlegenheit. »Eigentlich wissen wir das selbst nicht so genau«,

musste sie eingestehen. »Auf einmal ist die Zeit langsamer vergangen, und in meinem alten Haus war da ein Tunnel, den es vorher nie gegeben hat. Aber«, sie lachte, »insgeheim habe ich gewusst, dass ich dich treffen werde und habe dir was mitgebracht.«

Sie kramte in ihrer Tasche, zog die drei kleinen Tafeln Schokolade heraus und überreichte sie Ina.

Die Herzogin schüttelte verlegen den Kopf, und ihr fehlten die Worte. Schließlich fasste sie sich, und mit Tränen der Rührung in den Augen fragte sie: »Du hast echt noch an mich gedacht?«

Julia nickte. »Ina, du weißt gar nicht, wie viel ich dir verdanke. Hättest du mich nicht damals, am Balkon des Ratssaals von Mitternacht, vor mir selber gewarnt, wär ich vielleicht wirklich eine böse, machtgierige und tyrannische Königin geworden.«

»Und ihr habt nichts dazu getan, um diesmal herzukommen und diesen Weg zu öffnen?«, wunderte sich Lukas. »Nicht so wie damals das Tor, das du erfunden hast? Ich finde es ja ganz nett von euch, Schokolade vorbeizubringen – aber das kann wohl nicht der Grund sein.«

»Nein«, erwiderte Julia, und Jonathan berichtete: »Ich habe lediglich eine uralte Pendeluhr aufgezogen, die seit vielen Jahren stillgestanden hat. Falls das Tor dadurch geöffnet wurde, so war es uns jedenfalls weder bewusst, noch von uns beabsichtigt.«

»Wir haben schon überlegt, ob irgendwer aus dieser Welt uns sozusagen gerufen hat«, erklärte Julia.

»Ich habe zwar vor kurzer Zeit wieder an euch gedacht und mir gewünscht, euch noch einmal wiederzusehen«, berichtete Lukas. »Doch ich bin mir sicher, dass das nicht als Begründung für euer Hiersein ausreicht. Falls jemand anderer, Mächtiger, euch zu uns in diese Welt gerufen hat, weiß ich nichts davon und kenne auch nicht den Grund.«

»Meint ihr, dass es etwas mit der politischen Lage in dieser Welt zu tun haben kann?«, überlegte Jonathan.

»Damals, als wir zuletzt hier waren, war ja Krieg zwischen den Alben und den übrigen Völkern. Ihr sagtet, ihr würdet euren Feinden jede List zutrauen. Wer sind eure Feinde?«

Lukas seufzte. »Ich hasse es, mit Freunden über unangenehme Dinge wie Politik zu sprechen, aber es lässt sich wohl nicht vermeiden. Von der Verbannung der Alben, und wie sie die Welt in zwei Lager gespalten hat, habt ihr schon gehört. Nachdem im Kampf gegen Osira auch Amas, der Fürst der Honnachs, gefallen war, bestieg sein Sohn Steppan den Thron. Er war wie kein anderer dafür, die Alben zu vertreiben. Ich wandte mich gegen ihn, und seit dieser Zeit war er immer mein erbittertster Gegner. Es kam nie zu einem offenen Krieg zwischen unseren beiden Völkern, doch die Grenze zwischen den Ländern *Hüben* und *Drüben* ist heute besser gesichert und bewacht als einst das Grenztal zum Albenland. Immer wieder fallen Truppen der Honnachs in mein Gebiet ein, und zweimal gelang es Attentätern sogar, bis in unsere Burg vorzudringen. Ich weiß, dass Steppan mich lieber tot als lebend sehen würde. Ich war nie mit ihm einer Meinung, und für ihn gilt die Regel, dass jeder, der nicht auf seiner Seite ist, sein Feind ist. Und gegen seine Feinde ist ihm jedes Mittel recht.«

»Und ich hab gehofft, dass man in dieser Welt gescheiter ist als bei uns daheim«, stellte Julia betrübt fest.

»Wohl kaum«, erwiderte Ina. »Diese Erkenntnis ist schlimm für dich, gell?«

Julia nickte betroffen. »Wenn irgendwer mich noch einmal hierher in die Welt des Blausilbernen Mondes geholt hat, um alle meine Illusionen, die ich darüber noch gehabt hab, zu zerstören, dann ist ihm das sehr gut gelungen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass das der Grund ist«, warf Jonathan ein. »Nur: Solange wir nicht herausgefunden haben, weshalb wir eigentlich hier sind, wundere ich mich, was wir jetzt überhaupt tun sollen.«

Gerade in diesem Augenblick waren draußen schnelle Schritte zu hören, und ein Herold betrat das Gemach. Er

schlug die Fersen aneinander, salutierte zackig vor Lukas und Ina und sagte dann in militärischem Tonfall: »Ich überbringe eine Nachricht für den Großherzog Lukas, den Herrscher über das Land *Hüben!*«

»Folgt mir«, befahl Lukas. Dann wandte er sich wieder mit sorgenvoller Miene an Jonathan und Julia: »Ihr müsst mich leider für heute entschuldigen. So gerne ich noch länger mit euch reden möchte, meine Geschäfte rufen. Wir werden uns morgen in der Früh wiedersehen. Bis später!«

Er verließ mit dem Boten das Gemach, und Ina blieb mit den beiden alleine zurück.

»Ich werd einem Diener befehlen, dass er euch in ein Gästezimmer begleiten soll«, sagte sie. »Ihr seid sicher ermüde¹ von dem Weg und wollt euch wahrscheinlich frisch machen und ausrasten.«

Julia grinste über das ganze Gesicht. »Ja, wir sind ›ermüde‹, und reden tust tu nach dreißig Jahren noch immer nicht wie eine Bewohnerin meiner Traumwelt, sondern wie eine typische Wienerin!«

Ina zuckte die Achseln. »Was soll ich sonst sagen? Ich bleib so, wie ich bin. Ich schau ja mit der hellen Haut auch nicht aus wie eine von hier, da ist es auch schon wurscht².«

Sie zog an einem Glockenseil. »Man wird eure Sachen gleich direkt ins Zimmer bringen. Wenn ihr was braucht, wendet euch einfach an einen Diener.«

»Danke, das ist sehr liebenswürdig«, sagte Jonathan. Dann, nach kurzem Zögern, fragte er: »Der Konflikt mit den Honnabs bereitet Lukas große Sorgen, nicht wahr?«

Ina schluckte. »Der Konflikt? Ja, sicher. Große Sorgen, du sagst es.«

Jonathan öffnete den Mund, um noch etwas fragen, als der gerufene Diener eintrat und sie bat, ihm zu folgen.

Sie verabschiedeten sich kurz, dann führte der Mann sie zwei Stockwerke hinab, über eine zierliche Brücke, die sich

¹ sehr müde

² egal, gleichgültig

zwischen zwei Türmen spannte, und wieder nach oben in ein anderes Turmzimmer. Sie gaben sich Mühe, sich den Weg einzuprägen, um auch ohne Hilfe die Gemächer von Lukas und Ina wiederzufinden.

In dem Raum, den man ihnen zugewiesen hatte, mangelte es an nichts. Julia war von der Bequemlichkeit und Ausstattung des Zimmers überwältigt.

Die beiden Himmelbetten waren riesig, die Decken waren mit Daunen gefüllt und die Polster mit kostbarer Seide überzogen. In einem Nebenraum gab es eine vergoldete Waschschüssel mit einer Wasserkaraffe aus Bleikristallglas daneben. Die Kerzenleuchter an den Wänden waren aus kunstvoll bearbeitetem, fein ziseliertem Messing und die Vorhänge aus schwerem Damast.

Dennoch waren Jonathan und Julia weit davon entfernt, den Aufenthalt hier genießen zu können. Einerseits war da noch immer die quälende Ungewissheit darüber, weshalb sie eigentlich hier waren. Und andererseits berichtete Jonathan Julia davon, dass er bei Inas Worten am Ende des Gesprächs das unbestimmte, immer stärker werdende Gefühl gehabt hatte, dass es irgendein Geheimnis gab, das das Fürstenpaar bedrückte und über das Lukas und Ina nicht sprechen wollten.

Sie schickten um ein Abendessen, überzeugt, dass es ihnen – egal, was es war – nicht recht schmecken würde.



Es dauerte eine Weile, dann klopfte jemand an der Türe. »Tretet ein«, rief Julia. Eine Dienerin trat ins Zimmer. Zunächst war Julia überrascht, eine Honnahfrau zu sehen, besann sich aber darauf, nicht den gleichen Fehler zu machen, den die Honnahs bei den Alben gemacht hatten.

Auch wenn vielleicht ein *Großteil* der Honnahs auf der Seite ihres Königs Steppan stand, so sicherlich nicht *alle*.

Die Frau trug ein Silbertablett, auf dem verschiedenste kalte Speisen angerichtet waren: Brot und frisches Gebäck, mehrere Sorten Schinken und Käse sowie dekorativ angerichtetes Gemüse wie Paradeiser¹, Gurken, Paprika und Radieschen².

Die Honnahfrau stellte das Tablett auf einen kleinen Tisch. »Ich wünsche Euch guten Appetit«, sagte sie, ohne aufzublicken, dann wandte sie sich zum Gehen. Als sie bei der Türe war, drehte sie sich noch einmal kurz um, und Julia sah, wie Tränen in ihren olivgrünen Augen glitzerten.

Die Dienerin wollte schnell bei der Türe hinausgehen, doch Julia rief ihr zu: »Halt! Warte! Bleib da! Warum weinst du?«

Julia ging ein paar schnelle Schritte auf die Frau zu, und diese blieb sofort reglos stehen. Offenbar war sie es gewohnt, auf Befehle augenblicklich zu reagieren. Sie sah verlegen zu Boden. »Verzeiht«, stammelte sie. »Meine ... Gedanken haben mich überwältigt.«

»Gedanken? Woran?«

Die Frau hob den Kopf und blickte zum ersten Mal Julia direkt in die Augen. »Ich habe in der Küche gebeten, Euch das Essen bringen zu dürfen, weil ich Euch noch einmal sehen wollte«, sagte sie. »Ihr erkennt mich nicht mehr. Ich bin alt geworden, während Ihr noch immer genauso jung seid wie damals. Doch ich habe Euer Gesicht all die Jahre nicht vergessen.«

Jetzt wurden auch Julias Augen feucht. »Ylvina?«, rief sie erstaunt. »Oh Gott, bist du es wirklich? Meine liebe, treue Freundin Ylvina?«

Sie konnte nicht anders: Spontan umarmte sie die Honnahfrau, die zwar um vieles älter war als damals, aber immer noch ebenso klein und zierlich wie Julia. »Ich war mir ja nicht einmal sicher, ob du noch lebst, oder ob dich die Steine erschlagen haben, als das Tor eingestürzt ist!«

¹ Tomaten

² Meerrettich

Ylvina schniefte. »Ich musste all die Jahre an Euch denken, Majestät. Die meisten anderen haben Euch vergessen und erinnern sich nicht mehr daran, dass Ihr unserer Welt die Gestalt gegeben habt, die sie damals hatte. Ihr –«

Julia unterbrach sie. »Nein«, sagte sie im Ton der Überzeugung. »Mittlerweile glaube ich das nicht mehr. Ich habe *von* dieser Welt geträumt, aber ich habe sie nicht erträumt. Diese Welt ist Tausende Jahre älter als ich damals gedacht habe. Und abgesehen davon hätte ich mir das, was aus ihr jetzt geworden ist, nie träumen lassen.«

Ylvina nickte. »Ob erträumt oder nicht, Ihr habt Osira damals besiegt.«

»Nachdem ich sie selber erfunden hatte«, schwächte Julia ab. »Das war das Mindeste, was ich tun konnte. Jetzt erzähle mir, Ylvina! Wie kommst du hierher?«

»Nachdem Ihr diese Welt verlassen habt, Julia, zog ich eine Zeitlang mit Herzogin Ina ... – das heißt, da war sie ja noch keine Herzogin, das war bevor sie geheiratet hat – durch das Land, um ihr diese Welt zu zeigen. Es war alles verwirrend für sie; einerseits hatte sie das Gefühl, immer schon hier gelebt zu haben, und andererseits wusste sie so wenig darüber. Wir erlebten eine Menge Abenteuer, aber das wäre eine eigene Geschichte, über die man ein ganzes Buch schreiben könnte! Als Ina dann den Herzog heiratete, bat ich sie, in ihren Diensten bleiben zu dürfen. So wurde ich ihre persönliche Kammerzofe. Mehr als das, ich durfte mit ihr auf die Jagd gehen, begleitete sie auf allen Reisen und war immer ihre engste Vertraute.«

Julia lächelte. »Ylvina, ich freue mich, dass Ina in dir so eine gute Freundin gefunden hat. Ich habe sie zwar in unserer Welt gar nicht so gut gekannt, aber ich habe sie gut leiden können. Und ich habe dich auch sehr gern gemocht. Es ist schön, dass ihr euch so gut miteinander versteht.«

Sie machte eine kurze Pause, dann sagte sie: »Hast du eigentlich schon vergessen, dass du mich damals nicht mit ›Ihr‹, sondern mit ›du‹ angeredet hast?«

Ylvina ergrünte vor Verlegenheit. »Majestät, ich bin eine einfache Dienerin, und Ihr seid die Königin von Mitternacht und werdet es bleiben, solange Ihr lebt. Wie könnte ich Euch da duzen? «

Julia lachte kurz auf. »So muss ich es dir wohl wieder befehlen, oder?«

Ylvina senkte den Blick. »Bitte, Majestät, nicht. Ich bin es so gewohnt, und es würde nicht passen. Ich kann nicht die Herzogin, obwohl mich mit ihr eine viele Jahre währende Freundschaft verbindet, mit ›Herrin‹ anreden, während ich Euch, die Königin, duze. Auch wenn Ihr es mir damals erlaubt habt – das geht einfach nicht. Seht das ein. Meine Gefühle Euch gegenüber haben nichts mit der Anrede zu tun. Wenn Ihr es befehlen würdet, müsste ich mich Eurem Befehl widersetzen, und das will ich nicht.«

Julia wollte Ylvina keinesfalls in einen Gewissenskonflikt stürzen. »Dann lassen wir es so, wie es ist«, willigte sie ein. Sie zögerte etwas, dann fragte sie: »Sag, Ylvina, was ist es, was Lukas und Ina so bedrückt?«

Ylvina blickte unsicher zu Boden. »Julia, ich weiß nicht, ob ich Euch das sagen darf, wenn der Großherzog und die Herzogin es Euch nicht anvertraut haben.«

»Ylvina, es ist wichtig! Ich spüre, dass es damit zu tun hat, dass wir überhaupt hier sind. Aus irgendeinem Grund hat das Schicksal uns nochmal in diese Welt geführt, aber wir haben bisher keine Ahnung, warum.«

Auch Jonathan lauschte jetzt aufmerksam.

»Ihr habt recht, Majestät. Ihr müsst es erfahren. Das Herzogspaar ist vielleicht zu stolz, um Euch um Hilfe zu bitten – ich bin es nicht. Ich wünschte, Ihr würdet ihnen beistehen und helfen.«

»Wobei, Ylvina?«

»Es geht um *Prinz Julian*, ihren Sohn. Er ist seit Wochen verschollen, ohne jedes Lebenszeichen. Erst gerade eben ist wieder ein Bote eingetroffen, der dem Herzog von seinem Misserfolg berichten musste.«

Julia schluckte und war seltsam berührt. »Lukas und Ina haben einen Sohn? Und er heißt *Julian*?«

»Ja. Ich bin sicher, dass sie an Euch dachten, als sie ihm den Namen gaben.«

Sie atmete tief durch. *Irgendwie ist das viel zu viel der Ehre*, dachte sie. »Wie alt ist denn dieser Prinz?«

»Siebzehn Jahre. Er ist ein bildschöner Bursche mit langen, blondgelockten Haaren, blauen Augen und einer Haut fast so hell wie die seiner Mutter. Und er ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Vor zwei Sonnenaufgängen ist er zu einer gefährlichen Queste aufgebrochen. Das Herzogspaar hat alles getan, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch ich glaube, Prinz Julian suchte eine Herausforderung, um sich und der Welt zu beweisen, dass er kein Jüngling mehr ist, sondern ein erwachsener Ritter. Natürlich hat der Großherzog ihm welche von seinen Leuten hinterhergeschickt, um ihn im Auge zu behalten. Aber vorige Sonnenzeit haben ihn diese aus den Augen verloren. Sie haben versucht, wieder ein Lebenszeichen von ihm zu finden, doch vergebens. Prinz Julian bleibt verschwunden, und die Herzen von Großherzog Lukas und meiner Herrin Ina sind von Sorge erfüllt.«

Julia nickte schweigend. Sie verstand jetzt, wieso ihr Treffen mit Lukas und Ina von anderen Dingen überschattet gewesen war.

Jonathan hatte die ganze Zeit über eher teilnahmslos zugehört. Er hatte weder zu Lukas noch zu Ina jemals eine engere freundschaftliche Beziehung gehabt.

»Was war das für eine Queste, für die der junge Prinz sein Leben aufs Spiel gesetzt hat?«, fragte er. »Ist er losgezogen, um einen feuerspeienden Drachen zu besiegen?«

Ylvina schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Jonathan. Prinz Julian hat sich auf den Weg gemacht, um seine seit dreißig Jahren verschollene Tante Tamaya wiederzufinden.«